

Experimentiert, diskutiert, visualisiert: die IfL Forschungswerkstätten #1 und #2 im Rückblick

Beurskens, Kristine (Ed.); Leibert, Tim (Ed.); Bauer, Lea (Ed.); Trieglaff, Caroline (Ed.); Wiesiolek, Lennart (Ed.); Köppl, Simon (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerk / collection

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Beurskens, K., Leibert, T., Bauer, L., Trieglaff, C., Wiesiolek, L., & Köppl, S. (Hrsg.). (2017). *Experimentiert, diskutiert, visualisiert: die IfL Forschungswerkstätten #1 und #2 im Rückblick* (Forum IfL, 34). Leipzig: Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. (IfL). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-52874-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

forum



**Kristine Beurskens, Tim Leibert, Lea Bauer,
Caroline Trieglaff, Lennart Wiesiolek und Simon Köppl [Hrsg.]**

**Experimentiert, diskutiert, visualisiert:
Die IfL Forschungswerkstätten #1 und #2
im Rückblick**

Heft 34 ■ 2017

**Leibniz-Institut
für Länderkunde**



forum



herausgegeben vom Leibniz-Institut für Länderkunde

Heft 34

**Kristine Beurskens, Tim Leibert, Lea Bauer,
Caroline Trieglaff, Lennart Wiesiolek und Simon Köppl [Hrsg.]**

**Experimentiert, diskutiert, visualisiert:
Die IfL Forschungswerkstätten #1 und #2
im Rückblick**

Leibniz-Institut für Länderkunde
Leipzig 2017

Die Reihe **forum ifl** des Leibniz-Instituts für Länderkunde dient der zeitnahen Publikation von Erkenntnissen aus Forschungsprojekten des IfL, der Dokumentation von Veranstaltungen sowie der Veröffentlichung von aktuellen Datenanalysen. Ziel ist es, den Austausch unter Fachwissenschaftlern und den Wissenstransfer in die Praxis zu fördern. Die Beiträge werden in einem einfachen, internen Verfahren begutachtet und geben die Ansichten der Autoren wieder, die nicht unbedingt mit denen des IfL gleichzusetzen sind.

Impressum

Verlag: Selbstverlag Leibniz-Institut für Länderkunde e. V.
Schongauerstraße 9, 04328 Leipzig
Tel.: +49 341 600 55-141
Fax: +49 341 600 55-198
E_Mueller@ifl-leipzig.de
www.ifl-leipzig.de

Redaktion: Carolin Trieglaff, Lea Bauer, Kristine Beurskens und Tim Leibert

Layout: Carolin Trieglaff, Lea Bauer, Lennart Wiesiolek

© 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-86082-106-0

<http://www.ifl-leipzig.de/de/publikationen/zeitschriften-und-reihen/forum-ifl.html>

Inhalt

1	Einleitung	4
	Kristine Beurskens, Tim Leibert	
2	Bericht zur IfL Forschungswerkstatt #1	5
	Lennart Wiesiolek	
3	Keynote-Vorträge der IfL Forschungswerkstatt #1	10
	Transkripte: Lennart Wiesiolek	
3.1	Carolin Schurr: „(Un)fruchtbare Begegnungen im Feld: ethische und emotionale Herausforderungen in der Feldforschung“	10
3.2	Anke Strüver: „Erkenntnis als Prozess: Annäherungs- und Abgrenzungsprobleme in der Umsetzung raumbezogener Forschungsfragen“	23
4	Bericht zur IfL Forschungswerkstatt #2	37
	Lennart Wiesiolek	
5	Wann und wie „forscht das Auge mit“? Dokumentation des SynPodiums der IfL Forschungswerkstatt #2	42
	Transkript: Lennart Wiesiolek und Carolin Trieglaff	

1 Experimentieren und voneinander lernen: die IfL Forschungswerkstatt

Kristine Beurskens, Tim Leibert

Als wir im Jahr 2014 mit den ersten Schritten begannen, eine neue Veranstaltungsreihe zu raumbezogenen Forschungsmethoden auf die Beine zu stellen, hatten wir vor allem Eines im Blick: so offen und experimentell wie möglich sollte es zugehen. Auf niedrigschwelligen Ebenen sollten Zeit und Chancen geschaffen werden um auszuprobieren und zu hinterfragen, von Fehlern zu erzählen und Kniffe und Tricks zu lernen, neue Trends und Herausforderungen zu erkennen und Altes hinter sich zu lassen.

Nach drei veranstalteten IfL Forschungswerkstätten sehen wir in dieser offenen, diskussionsreichen Ausrichtung die Erfolgsformel für einen Austausch zu Methoden und ihren Hintergründen. Bestätigung dafür findet sich nicht nur im begeisterten Feedback der Teilnehmenden, sondern zeigte sich jeweils im Vorfeld und bis zum Ende der Veranstaltungen in der engagierten Beteiligung Vieler an der Ausarbeitung und Durchführung der Diskussionsformate und ExperiSpaces (vgl. Europa Regional 2/2015). Ganz im Sinne des angestoßenen Austausches wollen wir mit diesem Heft an die wichtigsten Diskussionen und experimentellen Schwerpunkte der ersten zwei IfL Forschungswerkstätten erinnern und ihre Inhalte auch jenen zugänglich machen, die in den Frühjahren 2015 und 2016 nicht dabei waren.

Mit der ersten IfL Forschungswerkstatt „Zugänge in der raumbezogenen Forschungspraxis: beobachten, reflektieren, ausprobieren“ am 26. und 27. Februar 2015 richteten wir uns im Sinne eines Anfangs auf die kritische Diskussion und Reflektion von Forschungskonzeption und Feldzugang sowie dabei relevant werdende ethische Fragen. Einen Schwerpunkt dieses Heftes bilden die Transkripte der Keynotes von Carolin Schurr und Anke Strüver, die mit ihren reichhaltigen und komplex reflektierten persönlichen Forschungserfahrungen in die Thematik der Forschungszugänge einleiteten. Der Bericht zur Forschungswerkstatt von Lennart Wiesiolek gibt diesen Darstellungen einen Rahmen und zeigt, wie die Frage nach geeigneten Zugängen anschließend in vertiefenden Diskussionsforen aufgegriffen wurden, um einen interaktiven Austausch zu kniffligen, kaum diskutierten Aspekten der Verknüpfung von Erkenntnisinteresse und empirischem Vorgehen herzustellen. Am zweiten Tag wurden in kleinen Arbeitsgruppen neue und innovative Methoden raumbezogener Forschung direkt „im Feld“ ausprobiert.

„Das Auge forscht mit. Visualisierungen in den raumbezogenen Wissenschaften“ war das Thema der IfL Forschungswerkstatt #2, die vom 3. bis 4. März 2016 in Leipzig stattfand. Als neuer Typus eines Diskussionsformates wurde das SynPodium eingeführt, welches verstärkt die Einbeziehung aller Teilnehmenden in eine Diskussionsrunde anstrebt. Die detailreiche Dokumentation dieses SynPodiums macht einen zweiten Kern des vorliegenden Heftes aus: Peter Dirksmeier, Boris Michel, Antje Schlottmann und Jeannine Wintzer diskutierten unter der Moderation von Judith Miggelbrink zu Ansätzen von Visualisierungspraxis in Forschung und Lehre. Wiederum führt ein Bericht von Lennart Wiesiolek in diese Debatte ein und stellt anhand der Darstellung der spezifisch auf die Thematik ausgerichteten Diskussionsforen und der visuell orientierten ExperiSpaces der Forschungswerkstatt #2 eine umfassendere Rahmung für das ausführliche Transkript des SynPodiums her.

Während unsere Gedanken bereits um erste Ideen für die IfL Forschungswerkstatt #4 kreisen, wünschen wir hiermit viel Lesefreude und Anregungen.

2 Bericht zur IfL Forschungswerkstatt #1

„Zugänge in der raumbezogenen Forschungspraxis: beobachten, reflektieren, ausprobieren“

Lennart Wiesiolek

Leipzig, 26. – 27. Februar 2015



Foto 1: Die Vernetzung der angereisten Wissenschaftler_innen und das Ausprobieren neuer raumbezogener Forschungsmethoden stand im Vordergrund der zweitägigen Veranstaltung (© S. Köppl)

Den Alltag der raumbezogenen Forschung zum Gegenstand der Diskussion zu machen ist das Ziel der neuen Veranstaltungsreihe IfL Forschungswerkstatt am Leibniz-Institut für Länderkunde. Die zweitägige Auftaktveranstaltung im Februar 2015 bot die Möglichkeit, ausgehend von der methodologischen Grundlagenforschung und der Reflektion der eigenen Forschungspraxis aktuelle Problematiken von Forschungszugängen zu diskutieren sowie neue Methoden der raumbezogenen Forschung direkt „im Feld“ auszuprobieren. Die IfL Forschungswerkstatt ist ein Vernetzungsangebot an die deutschsprachige raumwissenschaftliche Community, um sich über Forschungszugänge, methodische Probleme und neue Ansätze auszutauschen.

Aus einer Vielzahl an Kontakten und interessanten Einsendungen aus verschiedensten Fachrichtungen wurde eine möglichst abwechslungsreiche Veranstaltung konzipiert. Über 100 teilnehmende Doktorand_innen, Studierende, Professor_innen, Post-Docs und Praktiker_innen reisten im Februar 2015 aus dem gesamten deutschsprachigen Raum und aus dem europäischen Ausland dafür an.

Keynote Vorträge

Als Auftakt der Veranstaltung hielten *Carolyn Schurr* (Zürich) und *Anke Strüver* (Hamburg)



Foto 2: Keynote Carolyn Schurr (© S. Köppl)

zwei feministisch-informierte Keynote-Vorträge, die jeweils über Selbstreflexionen und ethische Schwierigkeiten im Kontext von eigenen Forschungszugängen berichteten. Die reproduktiven Technologien, die Carolyn Schurr in ihrer ethnographischen Feldforschung in Mexiko untersucht, wurden Anlass einer intensiven Diskussion über die ethisch-moralischen Grenzen der eigenen Forschung und deren Anwendbarkeit. Anke Strüver diskutierte umfassend das Verhältnis von Forschenden und Forschungssubjekten anhand ihres Beispiels der Erforschung von Raumproduktionen im deutsch-niederländischen Grenzraum.

Die Diskussionsforen

In der zweiten Hälfte des ersten Veranstaltungstages gab es die Möglichkeit, verschiedene Fragen und Aspekte von Forschungszugängen in Diskussionsforen zu vertiefen. Neben kurzen Inputs durch die Moderationsteams, bestehend aus IfL-internen und externen Forscher_innen, standen vor allem die eigenen Erfahrungen und Fragen der Teilnehmenden zu den folgenden Themen im Vordergrund:

- Empirische Untersuchungen in sensiblen Forschungsumgebungen: Herausforderungen und Ansatzpunkte für die geographische Feldforschung – moderiert von *Sebastian Henn* (Jena), *Bettina Bruns* (Leipzig)
- Positioniert sein/Positioniert werden – moderiert von *Judith Miggelbrink*, *Wladimir Sgibnev* (Leipzig)
- GeoForschung mit und zu neueren Medien: Internet, Web-Kartographie, (Geo-) Datenbanken, Filme – moderiert von *Christian Bittner* (Erlangen), *Lea Bauer*, *Stephan Pietsch* (Leipzig)
- Partizipative und aktionsorientierte Forschung – moderiert von *Severin Halder* (Berlin), *Frank Meyer* (Leipzig)



Foto 3: Diskussionsforum 3 (© S. Köppl)

- Eintauchen ins Online-Feld. Besonderheiten beim Forschen im Internet, oder alte Fragen neu formuliert? – moderiert von *Robert Nadler* (Leipzig) und *Daniela Schiek* (Hamburg, kurzfristig erkrankt)

Bereits im Vorfeld waren alle Teilnehmenden aufgefordert worden, aktiv mitzuwirken und persönliche Beiträge und Problemstellungen einzusenden, was zu einem positiven Klima des intensiven fachlichen Austausches beitrug.



Foto 4: Diskussionsforum 4 (© S. Köppl)

ExperiSpaces

Zur Anwendung innovativer empirischer Methoden der raumbezogenen Forschung am zweiten Veranstaltungstag wurden ExperiSpaces angeboten, Workshops mit Experiment-Charakter, die von den Teilnehmenden als sehr praktisch orientiert und interaktiv empfunden wurden. Jeweils im Anschluss an eine Methodendiskussion gab es hier die Möglichkeit, direkt in die Anwendung zu gehen, was teilweise reale und virtuelle Exkursionen in der Leipziger Innenstadt und an anderen Orten mit einbezog. Die Ergebnisse und Erfahrungen wurden in der Gruppe nochmals reflektiert, zusammengetragen und im Plenum diskutiert. Angeleitet wurden diese Kleingruppen-Workshops durch Wissenschaftler_innen, die sich auf einen offenen Call mit ihrer besonderen Forschungsmethode erfolgreich beworben hatten.

Auf diese Weise konnte die ethnographische Methode des „Go-Along“ mit Jana Kühl (Dortmund) im Freien erfahren werden. Das Setting eines Interviews beim Spazieren entlang von Alltagsorten wird dabei medial dokumentiert und in die Auswertung mit einbezogen.



Foto 5: ExperiSpace 1 (© S. Köppl)

Der Aufwand kann relativ groß sein, denn die Methode erfordert sowohl Erfahrungen mit Interviewtechniken als auch mediale Kompetenzen. Andererseits haben Teilnehmende dieses aus dem qualitativen Interview weiterentwickelte Verfahren als sehr aufschlussreichen neuen Ansatz wahrgenommen.

Eine mediale Erkundung des Raums konnte auch in Ariane Lissels (Berlin) ExperiSpace zur Methode des partizipativen Videos erfahren werden.

Dabei ging es insbesondere um den kommunikativen Prozess einer Gruppe beim Erstellen eines filmischen Dokuments. In lebhaften Diskussionen wurden die positiven Aspekte der Methode, beispielsweise des Empowerments, sowie die Schwierigkeiten, etwa die Reproduktionen von Machtverhältnissen, erarbeitet.

Andreas Müller und Anna-Lisa Müller (Bremen) luden ein zu einem ExperiSpace des „Virtual Urban Walk 3D“, bei dem 3D-Filmlandschaften mit qualitativen Interviews verknüpft wurden. Die Teilnehmenden kamen in der anschließenden Diskussion zu dem Schluss, dass diese Methode den Vorzug habe, labor-ähnliche aber realitätsnahe Raumwahrnehmung und -bewertung zu ermöglichen, gleichzeitig aber der selektive Zugang durch Raumausschnitte auch als problematisch erachtet werden kann.



Foto 6: ExperiSpace 8 (© S. Köppl)

Mit Bettina Lelong (Aachen), Jennifer Hauck (Leipzig), und Martin Stark (Hamburg) konnte die Software-gestützte Visualisierung von Netzwerken wie z.B. Akteurskonstellationen als partizipative Methode mit den Programmen „Net-Map“ und „Venn-Maker“ ausprobiert werden. Anhand von praktischen Ergebnissen wurden die Anwendbarkeit auf Beziehungsgeflechte, Probleme der selektiven Darstellung und ethischen Bedenken, aber auch Vorzüge nicht-linearer Denkstrukturen erörtert.

Als Methode für qualitative, sowohl als auch quantitative Forschungsansätze wurde von Tilman Schenk (Leipzig) die Agentensimulation vorgestellt. Diese bietet die Möglichkeit problemorientierte, dynamische Szenarien am Computer zu generieren und zu analysieren. Das Ausprobieren der Methode wurde von den Teilnehmenden mit verschiedenen fachlichen Hintergründen sehr geschätzt; sie sei vor allem für technikaffine Personen, idealerweise mit Programmierkenntnissen geeignet.

Urbane Erkundungen als eine Methode zur partizipativen oder explorativen Erfassung alltagsweltlicher Zusammenhänge wurden von Katja Manz (Chemnitz) im Feld veranschaulicht. In der Anwendung galt es besonders neben der subjektiven Raumerfahrung die Rolle des Forschungssubjektes zu reflektieren und zu diskutieren. Die Methode eignet sich sowohl für die explorative, wissenschaftliche Erfassung von Raumwahrnehmungen, aber auch für eine generelle Sensibilisierung für alltagsräumliche Gegebenheiten und wurde von den Teilnehmenden durch die höchstinteraktive Arbeitsweise als sehr positiv bewertet.



Foto 7: ExperiSpace 8 (© S. Köppl)

Das Erfassen und Erforschen flüchtiger Begegnungen im öffentlichen Raum mittels Kontakttagebüchern war das Thema des ExperiSpace von Sabine Beißwenger und Isabel Ramos-Lobato (Dortmund). Besonders die

Kategorisierungen für die Erfassung flüchtiger Begegnungen wurden als problematisch angesehen. Allerdings bietet diese Methode einen vielversprechenden Zugang zu anspruchsvollen Forschungskontexten, die sich bei verschiedensten Fragestellungen zu Themen wie sozialer Mischung o. Ä. erfolgreich einsetzen ließe.

Das Internet als Datenquelle für sozialräumliche Forschung war Gegenstand des Workshops mit Eva Fraedrich, Maximilian Hoor, Robert Kitzmann und Charlotte Räuchle (Berlin), die einen Methodenmix zur Analyse von Internetdiskursen vorschlugen. Die niedrigschwellige Verfügbarkeit der Daten mache eine frühzeitige Exploration möglich und biete sich für fast alle Themenkomplexe an. Problematisch kann dabei aber die Selektivität der Internetquellen sein.



Foto 8: Diskussion der Ergebnisse (© S. Köppl)

Ausblick

Die Verbindung von Diskussion und interaktiver Anwendung sowie die Vielseitigkeit der Inhalte bei der *Ifl Forschungswerkstatt #1* wurden von den Teilnehmenden sehr positiv aufgenommen. Durch die aktive Beteiligung aller konnten Mitwirkende wie Teilnehmende von der Forschungswerkstatt und der damit verbundenen Vernetzung von Wissenschaftler_innen aus verschiedenen Kontexten der empirisch-methodischen Forschung profitieren. Die spannenden Diskussionen und das sehr positive Feedback lassen hoffen, dass die Veranstaltungsreihe auch zukünftig einen produktiven Beitrag zur methodologischen Theorie und Praxis leisten kann.



Foto 9: Diskussion der Ergebnisse (© S. Köppl)

3 Keynote-Vorträge der IfL Forschungswerkstatt #1

3.1 Carolin Schurr: „(Un)fruchtbare Begegnungen im Feld: ethische und emotionale Herausforderungen in der Feldforschung“

Transkript: Lennart Wiesiolek

Ganz herzlichen Dank für die Einladung! Es hat mich sehr gefreut, als ich den Call für die IfL Forschungswerkstatt (#1) gelesen habe. Denn es ist tatsächlich ein großes Manko, dass wir zwar viel über Theorien und unsere empirischen Ergebnisse sprechen, aber eigentlich sehr wenig über die Probleme, die in der Feldforschung und in der empirischen Forschung entstehen. Oft spricht man über diese Dinge abends beim Konferenz-Dinner zwischen Tür und Angel, aber es gibt sehr wenige Räume um über die ethischen Herausforderungen zu sprechen.

Die Organisator_innen haben mich gebeten, zu ethischen Herausforderungen zu sprechen. Ich habe mich sowohl in der Dissertation als auch in der Habilitation mit ethisch durchaus herausfordernden Feldern in Ecuador und in Mexico beschäftigt und möchte hier meine Erfahrungen und Reflektionen mit euch teilen.

Welche Rolle spielt Feldforschung für Geographinnen und Geographen? Ist sie doch eigentlich eher eine Methode der Anthropologie? Welche Bedeutung hat die Feldforschung für Geographinnen und Geographen? In der Literatur wird Feldforschung als der Ort beschrieben, in dem der Geograph oder die Geographin tatsächlich zum ‚richtigen Geographen oder Geographin‘ wird. Feldforschung kann als Initiationsritus der Geographie verstanden werden. Wie Carl SAUER 1956 konstatierte, sollte deshalb Feldforschung zentraler Bestandteil jeder geographischen Methodenausbildung sein. Kurzum, Feldforschung ist in der Geographie nicht wegzudenken – genauso wenig wie der Klappspaten oder die Regenjacke. Wir verstehen uns als Geographen und Geographinnen nicht als „armchair academics“, sondern vielmehr als Wissenschaftler, die das warme Büro verlassen, um ‚draußen‘ zu sehen, wie die Welt ‚wirklich‘ ist.

An dieser Praxis der Feldforschung wurde in den letzten Jahrzehnten verstärkt Kritik laut – vor allem von feministischen und postkolonialen Stimmen. Sie haben aufgezeigt, dass Feldforschung eine durch und durch maskuline Praxis ist, und das nicht nur im Hinblick auf die Physische Geographie, wo die körperliche Kraft notwendig ist, um das schwere Gerät auf den Berg zu schaffen oder die schweren Steine, die man später im Labor dann auswerten möchte wieder runter. Sondern auch im Hinblick auf eine maskuline Praxis des Eroberns; der Vorstellung des abenteuerlustigen Geographen, der sich in einer fremden Kultur zurechtfindet, dort tapfer sein Dasein fristet und dabei noch Spaß hat. Zunächst gab es sehr wenig Verständnis dafür, dass es vielleicht nicht immer nur Spaß macht und

nicht immer nur ein Abenteuer ist, Feldforschung zu machen. Frauen sind dabei besonderen Herausforderungen ausgesetzt, im Hinblick auf ihre physische und psychische Gesundheit oder auch bei sexuellen Übergriffen im Feld.

Postkoloniale Stimmen kritisierten die koloniale Herkunft anthropologischer und geographischer Feldforschung. Die Geographie ist schließlich ein Produkt der Kolonialzeit. Die Feldforschung diente ursprünglich dazu, Daten über fremde Kolonien zu sammeln. Bis heute existiert diese Distanz, wie Jonathan CRUSH (1994, S. 334) so schön schreibt „zwischen der westlichen Akademie und den Backstreets of the Third World...“.

Diese feministische und post-koloniale Kritik hat zur Krise der Repräsentation geführt, nicht nur in der Anthropologie, sondern auch in der geographischen Feldforschung. Auf diese Krise der Repräsentation gab es zwei unterschiedliche Antworten, die auch in der deutschsprachigen Geographie sehr gut zu beobachten sind: Die Einen haben sich einfach vollständig von der empirischen Feldforschung in fremden Kontexten abgewandt. Diese Reaktion finden wir vor allem im Kreis der Neuen Kulturgeographie. Damit einher ging eine stärkere Hinwendung zu einer theoretischen Auseinandersetzung, während die empirische Forschung lieber anderen Fächern überlassen wurde, um sich nicht mit dieser Kritik und der Frage, wie können wir ethisch verantwortungsvolle Feldforschung betreiben, zu beschäftigen.

Eine zweite Strömung hat versucht, diesen *impasse*, wie es NAGAR und GEIGER (2007) nennen, zu überwinden, indem sie danach gefragt haben, wie wir Feldforschung betreiben können, ohne koloniale oder post-koloniale Beziehungen zu reproduzieren. Feministische Geographien haben eine Politik der Feldforschung, eine *politics of the field*, entwickelt, die versucht, diese Fragen und die ethischen Herausforderungen im Feld zu adressieren. Wegweisend war hier eine Special Issue in *The Professional Geographer* mit dem Titel: „Women in the field. Critical feminist methodologies“ (NAST 1994). Diese Special Issue war das erste große Forum, wo feministische Geographinnen versucht haben, diesen *impasse* und die Kritik zu adressieren und Möglichkeiten und Konzepte diskutiert haben, um mit der Krise der Feldforschung umzugehen.

Reflexivität wurde als zentrales Element einer kritischen Praxis der Feldforschung postuliert (ENGLAND 1994; FARIA et al. 2016). Die Reflektion über Machtbeziehungen, die man im Feld vorfindet. Insbesondere über die Beziehung zwischen Forschendem – oft als eine Autorität, die mehr Macht besitzt – und dem Beforschten. Die zentrale Frage ist hier, wie wir durch unser Verhalten im Feld dieser Asymmetrie begegnen können. Feministische Geographinnen haben partizipative Methoden mit dem Ziel entwickelt, diese Asymmetrien zu adressieren, zu überwinden und gemeinsam zu forschen (KINDON et al. 2007).

Das zweite wichtige Konzept, das in dieser Debatte aufgetaucht ist, ist das Konzept der Positionalität (BROWNE et al. 2010; ROSE 1997). Dies beinhaltet, dass wir uns selbst der eigenen Position bewusst sind, nicht nur als Akademikerin und Akademiker, sondern

auch als Person mit einer bestimmten Rassenzugehörigkeit, Nationalität oder Klassenzugehörigkeit mit damit einhergehenden Privilegien (ERGUN et al. 2010; KOBAYASHI 1994). Feministische Geographinnen haben dazu aufgerufen, unsere Positionalität im ganzen Forschungsprozess zu reflektieren; vom Schreiben des Proposals bis zum Endprodukt und der Verwertung der Daten und der Ergebnisse. Damit sollte die Partialität und die Situiertheit (HARAWAY 1988) des eigenen Wissens deutlich gemacht werden. Denn, wie Donna HARAWAY zeigte, es gibt keinen *god's trick*, der objektive Daten hervorbringt – wie es oft die Naturwissenschaften für sich beansprucht haben, Wissen ist immer situiert und partiell, das heißt, unsere eigene Position und der Kontext, in dem wir forschen, prägen die Datenerhebung und -analyse.

Aus Reflexivität, Positionalität und *situated knowledge* ist quasi ein feministisches Mantra entstanden. Dahinter steht der Versuch, ‚bessere‘ Feldforschung zu machen, nicht mehr in Fallen zu tappen, in die frühere Geographen und Geographinnen getreten sind. Die Debatte hat sich inzwischen weiterentwickelt und es ist auch Kritik an diesen Ansätzen aufgekommen, auf die ich später eingehen werde.

Die zweite Antwort auf den *impasse* kann in den Debatten um Forschungsethik gesehen werden. Ein Beispiel dafür findet sich im Lehrbuch „Key Methods in Geography“ mit einem ganzen Kapitel von Iain HAY (2010) zur Frage der Ethik im Feld.

Was macht ethische Forschung aus? Ein Blick in Iain HAYS Kapitel (2010) ist hier hilfreich, der ethische Forschung definiert als „Forschung, die gerechte Feldforschung ist, die niemandem Schaden zufügt, die Gutes tut und die ihre Forschungssubjekte respektiert.“ Ich denke, dem würden die Wenigsten widersprechen. Natürlich wollen wir mit unserer Forschung niemandem Schaden zufügen. Wir wollen Gutes tun, wir alle wollen die Welt verbessern, zu sozialen Veränderungen beitragen und wir möchten natürlich die Anderen, besonders wenn sie einem anderem kulturellen Kontext angehören, respektieren.

Wie kann man diese Grundsätze oder die „Goldenen Regeln“ der ethischen Forschung umsetzen? Auch hier finden sich zahlreiche Beispiele aus Methodenbüchern. Iain HAY (2010) rät: „Es soll so etwas wie ein *consent form* geben.“ Dies soll dazu dienen, den Forschungssubjekten die Ziele des Forschungsvorhabens zu kommunizieren, über ihre Rechte zu informieren – z.B. dass sie das Interview jederzeit abbrechen können, dass sie Fragen nicht beantworten müssen, dass die Daten anonymisiert werden, etc. Das zweite wichtige Element ethischer Forschung ist die Vertraulichkeit und Anonymisierung der Daten. Als drittes nennt HAY die Bedeutung eines kulturellen Bewusstseins für den Forschungskontext, aber auch für die Forschungssubjekte, die Befragten. Wir als Geographen und Geographinnen haben oft das Gefühl: „Wir als Geographinnen und Geographen sind weltoffene Menschen und bringen diese Kompetenz aufgrund unseres Geograph-Seins auch mit.“ Diese ethischen Richtlinien und Instrumente, wie zum Beispiel ein Informationsbogen

über das Forschungsprojekt und ein *consent form*, vermitteln uns das Gefühl von Kontrolle, aber auch vor allem von Linearität des Forschungsprozesses, also von klaren Abläufen.

Viele von euch haben sich vermutlich schon mal im Vorfeld, bevor man das erste Mal ins Feld fährt, diese Instrumente zuhause entwickelt und ausgedruckt und sich vorgestellt, wie das ideale Interview ablaufen wird. Wie man zunächst dem Interviewpartner erklärt, was das Ziel des Forschungsprojektes ist, wie man danach das *consent form* einführt, die Rechte des Befragten nochmal ausführt und die Person unterschreibt, dass das Interview aufgenommen werden darf. Leider ist der Forschungsalltag, und ich denke, das haben viele von euch bereits auch erfahren, sehr viel komplexer und *a lot more messy* – wie ich hier sagen würde-, eben sehr viel vielschichtiger und machtdurchdrungener, als wir uns das im Vorfeld überhaupt vorstellen können. Es ist sehr wichtig, dass wir uns im Vorfeld Gedanken dazu machen, was denn mögliche ethische Herausforderungen sein können, welche Gruppen vielleicht besonders vulnerabel sind, wie man mit diesen Gruppen umgeht und wie wir unsere eigene Position im Feld sehen. Aber ich denke, viele der ethischen Fragen, tauchen erst im Feld auf.

Ausgehend von Gillian ROSES (1997) Befund, dass „[d]oing research is a messy business, [...] and the demand to situate knowledge is a demand to recognize that messiness“ möchte ich im Folgenden argumentieren, dass wir ethische Fragen im Kontext dieser *messiness* in Form einer situierten Ethik diskutieren sollten. Wie eine solche situierte Ethik aussehen könnte, diskutiere ich anhand von Beispielen aus meiner eigenen Forschung. Ich möchte hier zwei zentrale Momente der Feldforschung herausgreifen: der Zugang zum Feld und die Beziehungen, die wir im Feld entwickeln.

Erstens, der Zugang zum Feld. Meine Forschung geht der Frage nach, wie neue Märkte für reproduktive Technologien entstehen, also Märkte in Ländern wie Indien oder Mexiko, wo Personen aus dem Westen hinfahren um einerseits Fruchtbarkeitsbehandlungen zu einem günstigeren Preis durchzuführen, aber auch z.B. um eine Leihmutter unter Vertrag zu nehmen, die ihr Kind neun Monate lang austrägt. Ich wollte am Beispiel von Mexiko der Frage nachgehen, wie diese Märkte entstehen und wie reproduktive Technologien überhaupt an diese neuen Orte reisen und dort dann vermarktet werden.

Ich wollte ganz im Sinne der Science & Technology Studies ethnographische Forschung in den Kliniken betreiben, um zu sehen wie reproduktive Technologien in Mexiko angewandt, aber vor allem auch vermarktet werden. Natürlich war beim Schreiben des Antrags meine größte Sorge: Wie bekommt man überhaupt Zugang zu diesen Kliniken? Die Idee war, Ärzten und Labormitarbeitern in ihrem Alltag über die Schulter zu schauen: Wie werden denn reproduktive Technologien in diesem Kontext in Mexiko verhandelt? Ich stellte mir dann so vor, wie das wäre, wenn plötzlich zu mir jemand kommen würde und sagen würde: „Hallo, ich würde gerne drei Monate neben Ihrem Schreibtisch sitzen und

schauen, was Sie eigentlich so in Ihrem Alltag machen.“ Ich denke, uns allen wäre bestimmt nicht sehr wohl, wenn wir daran denken, wie oft wir irgendwelche Dinge löschen, nur ein *copy & paste* betreiben und am Ende des Tages vielleicht nur einen kleinen Absatz geschrieben haben. Die Idee *Shadowings* klingt gut und ist auch gerade für ethnographische Forschung sehr reizend, aber im Alltag ist es doch gar nicht so leicht, wenn wir uns vorstellen, was es bedeuten würde, wenn uns jemand im Alltag über die Schulter schaut.

Aber ich habe mich davon nicht abbringen lassen. Ich habe trotzdem erstmal jede Menge Emails geschrieben. Eigentlich habe ich schon damit gerechnet, dass da keine Antwort kommt. Immerhin handelt es sich um Lateinamerika. Ich war sichtlich überrascht, dass die meisten Kliniken und Agenturen aber zurückschrieben und sagten: „Ja, kommen Sie doch gerne vorbei, wenn Sie in Mexico sind. Wir sprechen gerne mit Ihnen.“ Ich war also ziemlich euphorisch und dachte: „Das läuft ja super an.“ De facto war es am Ende jedoch ein ziemlich langer Weg, bis ich tatsächlich ethnographische Forschung in einer Klinik betreiben konnte. Die meisten waren bereit, ein Interview mit mir zu führen oder die Klinik zu zeigen, aber wirklich zu sagen: „Sie dürfen bei mir forschen“, das war den meisten dann eben doch zu heikel. Es hat über acht Monate des Insistierens gebraucht, bis wir endlich in einer Klinik Zugang bekommen haben. Als ich endlich den Vertrag von der Klinik abholte, war ich wirklich sehr erleichtert und begeistert, dass wirklich jede einzelne Seite mit einem Kürzel des Arztes abgezeichnet war. Die Feldforschung schien jetzt ethisch wirklich in „trockenen Tüchern“ zu sein und die ethnographische Forschung konnte endlich beginnen.

Natürlich sind die Probleme erst dann wirklich aufgetaucht, als wir anfangen in dieser Klinik zu forschen. Es begann damit, dass ich vorgestellt wurde als *la doctora de Suiza*, also die Frau Doktor aus der Schweiz, ohne, dass eigentlich klar wurde, dass ich nicht wirklich eine medizinische Ärztin bin, sondern nur eine sozialwissenschaftliche. Hinzu kam, dass wir bereits am ersten Tag unsere Klinik-Kleidung bekamen aus Hygiene-Gründen. Wir wurden allerdings nicht gefragt in welcher Farbe wir die Klinik-Kleidung wollen, sondern bekamen einfach einen blauen Kittel. Und wie ihr hier im Bild (Foto 10) sehen könnt, kennzeichnet die Farbe der Kleidung klar die Hierarchie in der Klinik.



Foto 10: Das Team der IVF-Klinik (© C. Schurr)

Also blau für die Ärzte, grün für die Labormitarbeiter_innen, pink für die normalen Schwestern und weiß-braun für die Putzfrauen. D.h. mit unserer blauen Kleidung waren wir sowohl in der Hierarchie der Klinik positioniert, aber auch vor allem – das war noch schwieriger – im Hinblick auf die Patienten, Leihmütter und Eizellenspenderinnen, die wir befragen wollten. Wir wurden durch die Kleider zu einem Teil der Klinik. Wir waren durch diese Farbhierarchie, aber natürlich auch durch unser Aussehen, unsere Weißheit, unseren Bildungsstand als *la doctora* und natürlich durch die Nationalität der Schweiz klar positioniert. Und als feministisch-postkoloniale Forscherin hätte man natürlich gleich den Reflex zu sagen: „Man muss das doch jetzt hinterfragen! Man kann das nicht so stehen lassen. Wir müssen doch diese Machtasymetrien abbauen.“ Natürlich haben wir das in diversen Gesprächen versucht, aber de facto bekamen wir auch ganz klar eine Position zugewiesen von Dr. Salzedo, dem Chef der Klinik, der eben jeden Tag aufs Neue entschied, mit wem wir sprechen konnten, mit wem wir Mittag essen gehen – eben mit den Ärzten und nicht mit den Schwestern – und zu wem wir überhaupt Zugang bekamen. Es war also nicht leicht, aus dieser hierarchischen Struktur herauszukommen. Erst nach einer gewissen Zeit war es uns möglich, in Zweier-Gesprächen mit den verschiedenen Personen unsere Position und unsere Forschung zu erklären.

Im Forschungsvertrag war aufgeführt, dass es ein *consent form* geben würde, – das dem Vertrag auch beilag –, das die Patienten, Eizellenspenderinnen und Leihmütter bekommen würden, bevor wir die Operation beobachten würden oder bevor wir ein Interview führen. Es war also eigentlich abgesprochen. De facto erfuhren wir jedes Mal, wenn wir unser *consent form* zücken wollten, eine Abweisung in Sätzen wie die folgenden: „Ah, die

Patientin ist eh schon so gestresst. Es ist besser das jetzt nicht zu machen. Kommt einfach mit rein. Die denken einfach, ihr seid von der Klinik.“ Oder: „Der Patient ist schon betäubt, der merkt eh nicht wenn ihr in den OP kommt. Kommt einfach rein, wenn ihr umgezogen seid.“ Oder: „Die Eizellenspenderin meint, es ist okay, wenn ihr bei der Eizellentnahme zuschaut.“ De facto war es oft so, dass die Patienten schon betäubt waren und dann praktisch schliefen, wenn wir in den OP hineinkamen.

Diese Schilderungen klingen aus ethischer Sicht ziemlich problematisch. De facto war es aber im Alltag der Klinik so, dass sehr viele Prozesse gleichzeitig abliefen und es oft sehr hektisch war und wir als Forschende überhaupt kein Überblick hatten, was jetzt wo und in welchem Raum stattfindet. D.h. wir waren abhängig von der Gutmütigkeit der Ärzte und vor allem vom Krankenhauspersonal, uns zu sagen, wo wir jetzt in welchem Moment hingehen sollten, um Beobachtungen oder Interviews durchführen zu können. Wir bekamen meistens eine klare Rolle zugewiesen von der Person und zwar die des stillen Beobachters. Man sollte das Business nicht stören. Die Ärzte hatten Angst, dass die Privatsphäre der Patienten nicht respektiert werden würde, wenn wir zu offensiv vorgehen. Unfruchtbarkeit ist sehr stark stigmatisiert in Mexico. Es bestand also die Angst, dass Informationen über die Patienten durch uns als Forschende weiter gegeben werden könnten. Es ging vor allem darum, ihr Business nicht kaputt zu machen; dass die Patienten nicht woanders hingehen.

Es war uns meist erst im Nachhinein möglich, wenn wir mit den Patienten Interviews führten, die *consent forms* unterschreiben zu lassen, das Ziel der Forschung nochmal zu benennen und uns selbst vorzustellen. Bis zum Ende waren Fragen des *consents* ein ständiger Aushandlungsprozess.

Der zweite Punkt sind die Beziehungen, die wir im Feld aufbauen. Die ethischen Herausforderungen, würde ich argumentieren, beginnen vor allem dann, wenn sich eine Beziehung zu einer Person im Feld entwickelt. Meine Master-Studentin hat das sehr treffend zusammengefasst: „Weißt du, Caro, es ist wie mit den Gastarbeitern, dieser Spruch: Wir suchten Arbeiter, aber es kamen Menschen. Wir suchen Eizellenspenderinnen und Leihmütter um sie zu ihren Erfahrungen der Eizellenspende oder Leihmutterschaft zu befragen, aber wenn man biographische Interviews mit ihnen führt, dann sind es einfach Menschen.“ Und in den Geschichten geht es um viel mehr als nur die Erfahrungen als reproduktive Arbeiterinnen. Ich denke, Feldforschung bedeutet in den meisten Fällen, Menschen und nicht nur Interviewpartnerinnen oder Forschungssubjekten zu begegnen, mit ihnen in Verbindung zu treten und eine Beziehung zu entwickeln. Vor allem die Interviews mit den reproduktiven Arbeiterinnen, also mit den Leihmüttern und Eizellenspenderinnen, gingen oft über mehrere Stunden, denn sie hatten ja Zeit. Sie warteten darauf erst einmal schwanger zu werden und dann die neun Monate der Schwangerschaft zu überstehen. Sie hatten Zeit, aber sie hatten vor allem auch viel zu erzählen. Und wir hörten zu und versuchten, den schwierigen, oft verworrenen Biographien überhaupt folgen zu können.

Letzten Sommer hatten wir während unserer 4-monatigen Feldforschung freien Zugang zu einem Leihmutter-Hostel in Mexiko. Wir durften eigentlich frei ein- und ausgehen in diesem Haus und verbrachten sehr viel Zeit mit den Leihmüttern. Nicht nur bei Interviews, sondern wir gingen auch Kaffee trinken, essen, lernten ihnen etwas Englisch. Im Grunde war für sie jede Abwechslung willkommen.

Im Leihmutterhaus gab es viele Konflikte. Ihr müsst euch vorstellen, ihr wohnt in einer Riesen-WG mit fünfzehn Personen, mit Kindern und angeheizt durch Hormone, die alle diese Frauen nehmen um überhaupt schwanger zu werden. Dazu noch die Hitze von Cancún, die oft nicht funktionierende Klima-Anlage. Es verwundert nicht, dass es dabei häufig zu Konflikten kommt. Das waren natürlich auch Momente, wo es für uns sehr schwierig war, unsere Rolle zu verhandeln. In einem Moment bat mich eine Leihmutter, mit der ich sehr viel Kontakt hatte, dass ich ihr helfen sollte, einen Brief an die Eltern – also die Bestell-Eltern ihres Kindes – zu schreiben, um sie über die Missstände im Leihmutter-Hostel aufzuklären und zu bitten, dass sie Druck ausüben sollten auf die Agentur um die Situation der Leihmütter im Haus zu verbessern. Ich wusste von der Agentur und auch von den Leihmüttern, dass sie eigentlich keinen Kontakt haben sollten zu den Bestell-Eltern. Es war eine Form von Kontrolle, weil man natürlich nicht wollte, dass hier Dinge „gemauschelt“ werden. Argumentiert wurde vor allem immer, dass die Bestell-Eltern ja ausgenutzt werden könnten von den Leihmüttern, weil die Leihmütter wissen, sie tragen ihr Kind. Und das macht natürlich auch die Eltern erpressbar und sie (könnten) einfach immer mehr Geld fordern, was de facto nie passiert. Da ich aber selbst der Meinung bin, dass nur die Wunsch-Eltern die Situation/die Menschenrechts-Situation verbessern können, bin ich dem Wunsch nachgekommen und half der Leihmutter diesen Brief zu schreiben, also im Grunde auf Englisch zu übersetzen, und wir schickten diese Email ab und es kam keine Reaktion. Erst Monate später als ich längst schon wieder in der Schweiz war, kam plötzlich eine E-Mail der Chefin der Agentur, die in Kalifornien sitzt, die sagte: Ja, die Eltern hätten gesagt, es hätte Missstände in dem Haus gegeben, was ich denn hier gemeint hätte? Kurz vorher hatte die Leihmutter entschieden, dass sie nicht weiter als Leihmutter in dem Haus leben möchte und hat das Leihmutter-Haus verlassen und natürlich war das für die Eltern eine große Enttäuschung.

In dem Moment, als die E-Mail kam fragte ich mich, ob ich in diesem Fall ethisch richtig gehandelt habe. Ich wusste ja eigentlich, dass die Agentur nicht möchte, dass die Leihmütter Kontakt zu den Wunscheltern haben und wir hatten der Agentur auch Anonymität und Konfidentialität versprochen. Der Konflikt bestand in diesem Moment darin, mit wem man sich solidarisiert: Mit der Agentur oder mit den Leihmüttern.

Das gleiche galt auch für die Verträge. Die Verträge waren ein großes Anliegen für die Leihmütter, die uns immer wieder baten, die Verträge für sie durchzugehen und zu überprüfen, ob diese die Rechte der Leihmütter genügend abdeckten. Die große Frage war dabei, was im Falle der Geburt passiert, wenn es entweder um das Leben der Leihmutter oder das des Kindes geht – also im Fall, dass nur einer von beiden überleben kann. Die

Leihmütter wussten: Das Kind ist so viel wert für die Bestell-Eltern, natürlich wird dann vielleicht schneller ihr Leben geopfert als das Leben des Kindes. Tatsächlich sagten die Verträge gar nichts dazu. Ich quälte mich also durch diese spanischen Verträge, die vielleicht noch schlimmer sind als deutsche Verträge, und war dann sehr froh, als ich endlich eine NGO fand, die sich auf reproduktive Rechte aus einer juristischen Perspektive spezialisiert hatte. Ich ermunterte die Leihmütter mit dieser NGO Kontakt aufzunehmen und die NGO versuchte einen Präzedenzfall zu schaffen mit einem solchen Vertrag, damit sich die Situation der Leihmütter verbessert. Am Ende war jedoch keine einzige Leihmutter bereit, diesen Rechtsweg zu gehen, obwohl es häufig schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen in den Leihmütter-Häusern gab. Also: Kontrolle, eingesperrt sein, nicht genug zu essen, oft wurde Geld nicht rechtzeitig ausbezahlt. Ich denke, es hängt damit zusammen, dass die Leihmütter einfach nicht an den Rechtsstaat glauben und im Falle von Mexiko ist es auch nicht sehr verwunderlich. Es war also ein ständiges Aushandeln, wie man sich selbst in diesem Konflikt positioniert und wie weit man sich als Vertreterin der Leihmutter fühlt und dabei eben auch doch Grenzen überschreitet im Hinblick dessen, was man der Agentur oder der Klinik versprochen hat. Ich denke, es ist immer schön für uns, wenn wir uns als Vertreter und Vertreterinnen der Unterdrückten und Geknechteten fühlen können, gerade als kritische Geograph_innen. Aber ich möchte hier argumentieren, dass wir in so schwierigen Forschungskontexten, wo der Zugang so prekär und abhängig von einzelnen Personen, von einzelnen Autoritäten ist, also in Räumen, die wirklich eigentlich private Räume sind und nicht öffentliche Räume-, wir im Grunde eine doppelte oder eine mehrfache Komplizenschaft eingehen. Und zwar eben nicht nur mit den Unterdrückten, in diesem Fall mit den Leihmüttern, sondern oft auch mit den Autoritäten, die diesen Zugang bestimmen.



Foto 11: Mittagstisch im Leihmutter-Haus (© C. Schurr)

Foto 11 zeigt den Mittagstisch in einem der Leihmütter-Häuser. Es symbolisiert eigentlich sehr gut diesen Konflikt. Wir waren hier sehr oft beim Essen. Man sieht rechts die Leihmütter mit den Kindern und links den US-amerikanischen Vertreter dieser Agentur und daneben die mexikanische Angestellte. Man saß also beim Essen. Es gab vorher einen Konflikt, von dem die Leihmütter uns erzählt hatten. Aber beim Essen war es dann so, dass David, der US-Amerikaner, der wenig Spanisch sprach, sich freute, dass endlich mal jemand da war, mit dem er Englisch sprechen konnte, mit dem man sich über die neusten

Bars und Restaurants der Stadt austauschen konnte und uns immer wieder in ein Gespräch verwickelte. Gleichzeitig hatte ich in diesen Momenten das Gefühl, dass die Leihmütter denken: Oh, wir sind doch auf der Seite der Agentur und vielleicht auch Angst hatten, dass wir Details, die sie mit uns besprochen hatten, ausplauderten. Wir waren praktisch gefangen zwischen den Fronten. Gleichzeitig spürte man auch immer wieder, dass wir strategisch instrumentalisiert wurden von Kliniken und Agenturen. Natürlich geben sie uns nicht nur einfach so Zugang. Sondern die Idee war, indem sie uns Zugang geben und das auch öffentlich auf ihren Homepages kommunizierten, sie nach Außen sagen konnten: Ja, bei uns läuft alles sehr sauber ab. Wir lassen sogar die Wissenschaftler uns über die Schulter blicken.

Konkret sah es dann so aus, dass etwa wenn Wunscheltern aus Europa oder den USA in das Leihmutterhaus kamen, sie uns da nach vorne schickten und sagten, wir sollen jetzt auch berichten, wie super es hier alles abläuft. Oder im Falle der Klinik, die uns einen Anwalt schickte, der eben einen neuen Kooperationspartner in Mexico suchen wollte, ein Anwalt aus Australien, mit dem wir sprechen sollten um zu versichern, dass diese Klinik wirklich die Beste ist. Diese Situationen waren oft schwierig auszuhandeln. Denn es war klar, dass sie wiederum nachfragen würden, was wir gesagt hatten. Wir waren also gefangen in einer doppelten oder mehrfachen Komplizenschaft.

Die Frage, wessen Komplize wir eigentlich sind, hat mich letztes Jahr dazu geführt, ein Paper zu schreiben. In diesem Artikel beschäftigen KATHARINA ABDO und ich (2015) uns mit der Frage, wie wir Ethik verhandeln in Forschungskontexten, die eben aus einer feministischen oder kritischen Sicht höchstproblematisch sind. Also Kontexte, wie eben Kliniken, wo die Körper von Frauen systematisch ausgebeutet werden und Profit daraus gemacht wird. Wir argumentieren, dass diese multiple Komplizenschaft notwendig ist um nicht nur Zugang zu schwierigen Feldern wie den privaten IVF-Kliniken zu bekommen, sondern vor allem, um den Zugang langfristig zu halten. Umso mehr der Markt in Mexico wächst, desto stärker bin ich der Überzeugung, dass es sehr wichtig ist, dass wir als Wissenschaftler_innen einen Einblick haben, was in diesem Markt passiert. Wir sollten diese heiklen Felder nicht Journalisten überlassen, die einmal für zwei Wochen hinfliegen und sich anschauen, was dort passiert und über die Skandale schreiben.

Ich denke, wir müssen einen Zugang zu diesen auch sehr schwierigen, streitbaren Feldern haben, um zu verstehen wie z.B. neue reproduktive Technologien sich auf das Leben und die Körper von Männern und Frauen, auf das Leben im globalen Norden und Süden auswirken. Deshalb möchte ich in der *Conclusion* dafür plädieren, dass wir über so etwas wie eine situierte Ethik nachdenken. Denn diese starren, statischen Instrumente wie das *consent form* oder das Informationsblatt reichen eben nicht aus um mit der Unordnung und dem Chaos, der *messiness* dieser kritischen und schwierigen Felder zurechtzukommen.

Eine ethische Forschung, die sozusagen Ethik als Prozess versteht, *in situ*, denkt Ethik vielmehr als ein Prozess als ein fertiges Produkt, wie es *consent forms* nahelegen, und akzeptiert, dass Ethik nur in einer bestimmten Situation im Forschungsalltag überhaupt verhandelt werden kann. Der Titel meines Vortrags „(Un-)fruchtbare Begegnungen im Feld“ plädiert dafür, dass wir nicht nur über die fruchtbaren, also die schönen, erfolgreichen und lustigen Momente in der Feldforschung diskutieren, sondern vor allem auch über die unfruchtbaren Momente, in denen Konflikte entstehen, in denen wir wirklich das Gefühl haben: Oh, das war jetzt echt an der ethischen Grenze, was wir hier machen. Wir sollten ehrlich über diese situierten ethischen Dilemmata diskutieren.

Feministische Forschung fing an mit diesem Mantra von Reflexivität, Positionalität und *situated knowledge*, dem Anspruch es „richtig“ zu machen, es besser zu machen. In der momentanen Debatte ist es jedoch sehr wichtig, dass man sich wieder mit Fehlern, mit Fehlritten, mit *failures* beschäftigt und diese stärker reflektiert. Denn von diesen können wir viel mehr lernen als von den *best practices*. In manchen Situationen ist es oft sehr schwierig, richtig zu handeln. Wenn ihr noch mal an die oben beschriebenen Momente denkt: Man ist im OP und es geht jetzt los. Man kann nicht mehr lange diskutieren, ob man erst noch ein *consent form* unterschreiben muss. Es ist jedoch wichtig, dass wir retropektiv diese Momente nochmal herausgreifen, reflektieren, gemeinsam mit Supervisoren, mit anderen Peers oder in Räumen wie diesen und über diese Momente nachdenken und überlegen: Wie hätte man hier in ethischer Hinsicht besser oder anders handeln können?

Ich denke, es ist wichtig, dass wir Räume der Reflektion eröffnen, wo wir eben über diese *absences* und *fallibilities* nachdenken können. Ich hoffe, dass die IfL Forschungswerkstatt so ein Raum werden kann oder sein sollte, um sich über diese ethischen Dilemmata auszutauschen und nachzudenken. Viele trauen sich gar nicht, über diese *failures* zu sprechen, denn jede und jeder hat Angst, die wissenschaftliche Glaubhaftigkeit zu verlieren und einem nachgesagt wird, dass man unethisch im Feld gehandelt hat. Ich möchte mit den Worten von Calvin und Hobbes gerne schließen, dass in ethisch schwierigen Felder ethisches Forschen immer ein Kompromiss sein wird und dass vielleicht 75 % „richtigmachen“ auch schon ein großer Fortschritt sein kann.

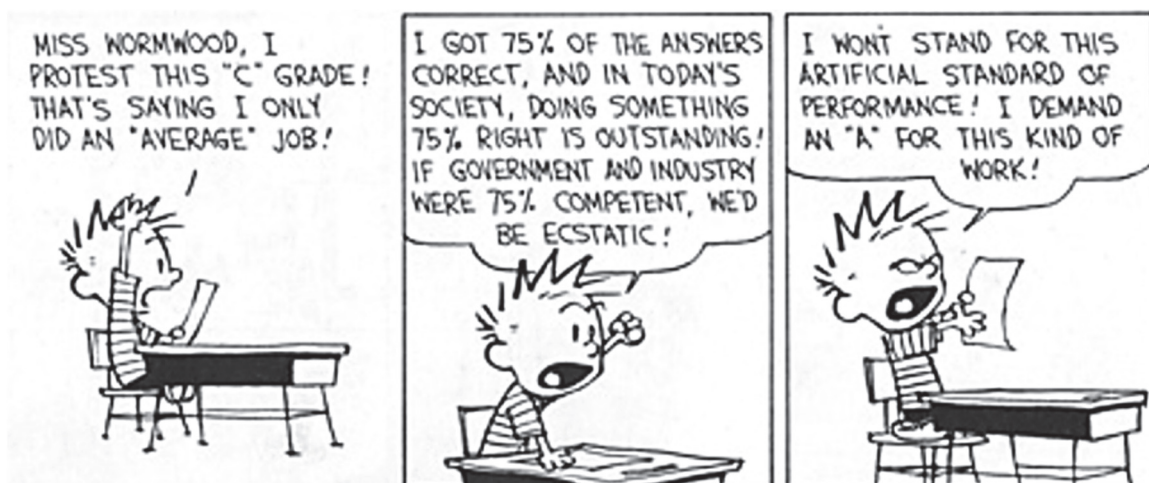


Abbildung 1: Calvin (Quelle: http://ehgartner.blogspot.de/2013_03_01_archive.html)

Weiterführende Literatur

- CUOMO, D. & V. A. MASSARO (2016): Boundary-making in feminist research: new methodologies for 'intimate insiders'. In: *Gender, Place & Culture* 23, Heft 1, S. 94-106.
- LALIBERTE, N. & C. SCHURR (2016): Introduction to special issue: the stickiness of emotions in the field – complicating feminist methodologies. In: *Gender, Place & Culture* 23, Heft 1, S. 72-78.
- MCDOWELL, L. (2010): Interviewing: Fear and liking in the field. In: DELYSER, D., S. HERBERT, S. AITKEN, M. CRANG & L. MCDOWELL (Hg.): *The Sage Handbook of Qualitative Geography*. London, S. 156-171.
- MOSS, P. (2005): A Bodily Notion of Research: Power, Difference and Specificity in Feminist Methodology. In: NELSON, L. & J. SEAGER (Hg.): *A Companion to Feminist Geography*. London, S. 41-59.
- SCHURR, C. & D. SEGEBART (2012): Tackling feminist postcolonial critique through participatory and intersectional approaches. In: *Geographica Helvetica*, 67, Heft 3, S. 147-154.
- SCHURR, C. & H. KASPAR (2013): Feminists in the wild - Geschlecht im Feld. In: *Feministisches Geo-RundMail* 54.
- SHARP, J. & L. DOWLER (2011): Framing the field. In: DEL CASINO JR., V., M.E. THOMAS, P. CLOKE & R. PANELLI (Hg.): *A companion to social geography*. Oxford, S. 146-160.
- SMITH, S. (2014): Intimacy and angst in the field. In: *Gender, Place & Culture* 23, Heft 1, S. 134-146.
- SULTANA, F. (2007): Reflexivity, Positionality and Participatory Ethics: Negotiating Fieldwork Dilemmas in International Research. In: *ACME: An International E-Journal for Critical Geographers* 6, Heft 3, S. 374-385.
- WHITE, C. & C. BAILEY (2004): Feminist Knowledge and Ethical Concerns: Towards a Geography of Situated Ethics. In: *Espace populations sociétés* 1, Heft 1, S. 131-141.
- WIDDOWFIELD, R. (2000): The place of emotions in academic research. In: *Area* 32, Heft 2, S. 199-208.

Zitierte Literatur

- BROWNE, K., L. U. BAKSHI & A. LAW (2010): Positionalities: it's not about them and us, it's about us. In: SMITH, S., R. PAIN, S. MARSTON & J.P. JONES (Hg.): *The Sage Handbook of Social Geographies*. London, S. 586-604.
- CRUSH, J. (1994): Post-colonialism, De-colonization and Geography. In: GODLEWSKA, A. & N. SMITH (Hg.): *Geography and Empire*. Oxford, S. 333-350.
- ENGLAND, K (1994): Getting personal: reflexivity, positionality, and feminist research. In: *The Professional Geographer* 46, Heft 1, S. 80-89.
- ERGUN, A. & A. ERDEMIR (2010): Negotiating Insider and Outsider Identities in the Field: "Insider" in a Foreign Land; "Outsider" in One's Own Land. In: *Field Methods* 22, Heft 1, S. 16-38.
- FARIA, C. & S. MOLLETT (2016): Critical feminist reflexivity and the politics of whiteness in the 'field'. In: *Gender, Place & Culture* 23, Heft 1, S. 79-93.
- HARAWAY, D. (1988): Situated knowledges: the science question in feminism and the privilege of partial perspective. In: *Feminist Studies* 14, Heft 3, S. 575-599.
- HAY, I. (2010): Ethical practice in geographical research. In: CLIFFORD, N., S. FRENCH & G. VALENTINE (Hg.): *Key methods in geography*. London, S. 35-48.

- KINDON, S., R. PAIN & M. KESBY (2007): Participatory action research approaches and methods. London.
- KOBAYASHI, A. (1994): Coloring the field: Gender, 'race', and the politics of fieldwork. In: *The Professional Geographer* 46, Heft 1, S. 73–90.
- NAGAR, R. & S. GEIGER (2007): Reflexivity and positionality in feminist fieldwork revisited. In: TICKELL, A., E. SHEPPARD, J. PECK & T. BARNES (Hg.): Politics and practice in Economic Geography. London, S. 267–278.
- NAST, H. J. (1994): Women in the field: Critical feminist methodologies and theoretical perspectives. In: *The Professional Geographer* 46, Heft 1, S. 54–66.
- ROSE, G., (1997). Situating knowledges: Positionality, reflexivities and other tactics. In: *Progress in Human Geography* 21, Heft 3, S. 305–320.
- SCHURR, C. & K. ABDO (2015): Rethinking the place of emotions in the field through social laboratories. In: *Gender, Place & Culture* 23, Heft 1, S. 120-133.

3.2 Anke Strüver: „Erkenntnis als Prozess: Annäherungs- und Abgrenzungsprobleme in der Umsetzung raumbezogener Forschungsfragen“

Transkript: Lennart Wiesiolek

Was ist eigentlich Erkenntnis und wie lässt sich danach suchen? Welches Selbstverständnis habe ich bei dieser Forschung, die ich jetzt meine zu beginnen? Und Selbstverständnis muss ich gleich differenzieren. In wie weit gehört dann eigentlich Selbstreflektion zu einer methodologischen Fundierung, die dann in einer methodischen Umsetzung mündet, dazu?

Meine Gliederung ist dementsprechend folgendermaßen: Ich beginne mit dem letzten Punkt – Was ist Erkenntnis und wie lässt sich danach suchen? – und mache am Ende noch einen Ausflug in die Vor- und Nachteile räumlicher Nähe oder Ferne. Also, wir haben, wenn wir „Ferne“ sagen, die „Exotik“ gerade schon an einem Beispiel gehabt. Meine Beispiele kommen alle aus der räumlichen Nähe.

Gut, was ist Erkenntnis und wie lässt sich danach suchen? Wie vollzieht sich eigentlich das Erkennen räumlicher Wirklichkeiten? Da würde ich fast allen unterstellen, mich eingeschlossen, dass man über so etwas nicht nachdenkt. Man denkt nach, welche Methode kann ich anwenden, aber wie es sich das Erkennen vollzieht? Erkennen (von Wirklichkeit) nehmen wir irgendwie gesetzt, dass sie sich vollzieht.

Dann ist da meines Erachtens ein Ansatzpunkt direkt im Begriff der Wirklichkeit vorhanden, nämlich: Sie wirkt! Sie wirkt für den einen so und für den anderen so. Sie wirkt. Sie hat eine Wirkung. Und das für den einen so und für den anderen anders. Das hat etwas mit der Wahrnehmung zu tun. Und auch der Begriff der Wahrnehmung trägt in sich, was er aussagt, was aber meistens nicht besonders beachtet wird, das Wort der „Falschnehmung“. Das, was wir wahrnehmen, nehmen wir für wahr. Es ist die Wirklichkeit. Und diese drei Punkte zusammen stellen natürlich fast alles in Frage, was man im Studium so lernt.

Also, wie man räumliche Prozesse erforschen und vor allem auch darstellen kann. Deswegen können wir jetzt eigentlich auch gehen. Oder ich könnte selber meine eigene Abschlussfrage, die ich gerade an Carolin gestellt hatte, sagen: Ja, wenn es nur darum geht, dass Wissenschaft Selbstzweck ist, können wir doch auch gehen. Glaube ich aber natürlich eigentlich nicht, dann würde ich mich nicht schon so lange darin aufhalten. Es macht mir auch sehr viel Spaß. Aber, dass es nur mir Spaß macht ist ja nicht ausreichend als Sinn.

Wie ist Wissenschaft denn definiert? Ich beziehe mich hier auf eine Definition aus HEIKE EGNERS kleinem Büchlein zur „Theoretischen Geographie“ (2010). Den Rest des Büchleins möchte ich hier jetzt nicht anpreisen, aber das Zitat sehr wohl: „Wissenschaft ist eine Erkenntnisform, die auf erfahrbaren Tatsachen beruht.“ (EGNER 2010: 20) Warum möchte ich denn jetzt genau dieses Zitat haben? – Weil da drei Begriffe auftauchen, die das aus-

machen, was Wissenschaft ausmacht: Tatsache, Erkenntnis und Erfahrbarkeit. Unter Erfahrbarkeit verstehe ich jedoch etwas anders, als es in dem Zitat gemeint ist. Es geht hier um Erfahrbarkeit und Erfahrung. Es geht hier also wieder um Sinneswahrnehmungen, um die Sinne. Meistens Beobachten und Sehen, und das sind wieder Wahrnehmungsformen, wo wir eigentlich alle davon ausgehen, dass sofern wir eigentlich das Augenlicht oder die richtige Brille aufhaben, dass wir das können. Aber was im Vorgang des Sehens und Beobachtens passiert und, dass das, was wir sehen, nicht eine objektive Referenz ist, das reflektieren wir meistens nicht mit.

Der zweite Punkt ist der Begriff der Tatsachen. Meines Erachtens auch viel zu selten hinterfragt. Beziehungsweise in meiner Wahrnehmung verschlimmert sich das noch. Dass Formulierungen wie „Fakt ist, dass... Migranten wandern“ zum Beispiel, dass überhaupt nicht hinterfragt ist, wer diesen „Fakt“ oder welche „Tatsache“ wofür, aus welchen Gründen, mit welchen Zielen, vor welchen Hintergründen formuliert hat. Wenn man sich aber den Begriff der Tatsache als solchen, wenn man sich den wieder anguckt, dann ist da die Tat drin. Also jemand kreiert, dass es sich um einen Fakt handelt. Oder oft geht es tatsächlich auch um Tat-Sachen: Migranten wandern. Das sind Praktiken.

Der dritte Punkt ‘Erkenntnisform’ verweist wieder auf den ersten der Erfahrbarkeit, aber wirft dann einmal mehr die Frage auf: Welche Zugänge haben wir denn nun zur Realität? Im konstruktivistischen Kontext? Durch die bekannte Kritik am konstruktivistischen Kontext, kommt jetzt die ganz laute Klingel: Jo, habe ich schon immer gesagt, alles beliebig. Es gibt ja keine Wahrheit, sondern alles ist relativ. Dass etwas konstruiert ist, und zwar – da nenne ich jetzt bewusst kein Beispiel – auf der Mikro-/Makro- oder welcher Ebene auch immer, dass etwas Gesellschaftliches und Räumliches konstruiert ist, heißt eben nicht, dass es beliebig ist. Das heißt, dass es auch anders geht/hätte sein können, es ist aber nicht anders.

Und, dass es zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht anders ist, verweist auf Positionalität und Kontextualität. Darauf komme ich später nochmal genauer zurück.

Das zweite große Problem, was sich in einem konstruktivistischen – oder strenger – einem post-strukturalistischen Kontext stellt, ist das der Verantwortung. Wenn ich kein starkes denkendes Subjekt bin, wie kann ich dann Verantwortung übernehmen? Kann ich das überhaupt? Wenn ich es nicht kann, ist dann nicht wieder meine Forschung beliebig? Also dieses Verhältnis von Positionalität, Reflexivität und Verankerung haben wir gerade ganz hervorragend diskutiert an Caro's Beispiel. Und das hat auch mehr als deutlich gemacht, dass es ein wichtiger Diskussionspunkt ist.

Ich mache jetzt noch einen kleinen Exkurs zu zwei Aspekten: Was für ein Selbst-Verständnis habe ich als Forschende? Damit meine ich zunächst, was für ein Verständnis habe ich von mir als Subjekt und von allen anderen Menschen, auch als Subjekt? Ich beziehe ich mich dabei auf die Theorie der performativen Subjektkonstitution nach JUDITH BUTLER

(1995, 2009). Das heißt: Ich bin kein autonom-denkendes außergesellschaftliches Subjekt, sondern die Tatsache, dass ich in meiner Wissenschaftlichkeit im Moment Teil des Gesellschaftlichen bin. Was passiert, wenn ich das akzeptiere und in den wissenschaftlichen Forschungsprozess einbeziehe.

Nochmal kurz als Kontext im post-strukturalistischen Denken. Es gibt die großen Aussagen vom Tod des Autors, vom Tod des Subjektes. Also es gibt nicht mehr das denkende Subjekt im humanistischen Sinne. Es gibt aber sehr wohl – und das wird vielleicht nicht häufig genug betont, es gibt natürlich trotzdem Subjekte, die denken. Sie sind aber Teil des Diskursiven, des Gesellschaftlichen und können sich im Rahmen dieses Diskursiven im Zusammenwirken von Fremd- und Selbsttechnologien tatsächlich auch positionieren. Sie können reflektieren, sie können das aber nicht vorgesellschaftlich autonom.

Der zweite große Punkt ist: Was für ein Selbstverständnis habe ich als Forschende/r? Also was glaube ich eigentlich kann ich mit meiner Forschung bezwecken? Warum forsche ich? Weil die Uni ein super Arbeitgeber ist? Das ist in meiner jetzigen Position: Ja. In allen Jahren, die davor kamen – und das wissen die meisten auch – nicht. Also das kann nicht der Zweck der Forschung sein. Dass der Zweck der Forschung die Veränderungen gesellschaftlicher Missstände ist, tragen wir wahrscheinlich auch alle mit. Aber zugleich ist auch das Problem, dass wir wissen, dass unsere kleine Forschung die Gesellschaft im Moment nicht ändert. Also in diesem Dilemma sind wir gefangen. Um sich dennoch damit in einer positiven und produktiven Weise damit auseinander zu setzen: was für ein Selbstverständnis habe ich denn dann? Damit beziehe ich mich auf die Wissenschaftstheorie von DONNA HARAWAY, die ich schon etwas angedeutet habe. Ich mach das ein wenig ausführlicher, weil die etwas zentraler ist in meinem Vortrag. DONNA HARAWAY war neben KARIN KNORR-CETINA diejenige, die immer wieder betont hat und betont, dass in der Forschung der Prozess der Herstellung von Forschungsergebnissen genauso wichtig – oder vielleicht wichtiger – sei als das Ergebnis.

Diese Prozesse der Erkenntnisproduktion, und damit auch die Ergebnisse, sind extrem kontingent. „Und das ist genau kein Relativismus. Das heißt nur, dass die Dinge anders hätten sein können, aber sie sind es nicht“ (HARAWAY 1995: 109; auch HARAWAY 2000). Sie plädiert für ein „*site instead of sight*“. Also es geht hier nicht um das Sehen, das vermeintlich objektive Sehen-können von oben, der göttliche Trick, der „erobernde Blick von nirgendwo“ (HARAWAY 1995: 80ff) und so weiter - vielleicht zu oft zitiert. Interessant ist aber, dass sie das objektive Wissen als nicht-objektiv entlarvt, sondern gleich sagt: Objektives Wissen ist per se situiert. Also sie sagt nicht *subjektiv*, sondern *situiert*.

Und ich bringe diese Zitate, obwohl sie schon so oft gefallen sind. Weil ich das eigentlich den interessanten Aspekt darin finde, sich nicht mehr daran abzuarbeiten „wie kann man objektives Wissen erreichen?“, sondern ein für alle Mal zu sagen, es gibt kein objektives Wissen. Akzeptieren wir doch, dass situiertes Wissen das ist, was wir als objektives nehmen und arbeiten dementsprechend.

Gut. Jetzt habe ich noch ein richtig langes Zitat von DONNA HARAWAY. Völlig ungeeignet für so einen Vortrag. Aber ich lese es dennoch vor, es ist mir einfach unglaublich wichtig.

„Es reicht nicht aus, auf die grundlegende historische Kontingenz [von Erkenntnis und Wissen] zu verweisen und zu zeigen, wie alles konstruiert ist. [...] Stattdessen besteht das Problem darin, wie wir *zugleich* die grundlegende historische Kontingenz aller Wissensansprüche und Wissenssubjekte in Rechnung stellen, eine kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden, 'semiotischen Technologien' entwickeln *und* einem nicht-sinnlosen Engagement für Darstellungen verpflichtet sein können.“ (HARAWAY 1995: 78, Herv.i.O.)

Wenn wir das erfüllen könnten, dann wäre es, glaube ich, super. Ich hoffe, dass wir das etwas stärker im Hinterkopf haben können und später diskutieren. Donna Haraway kommt aus dem Kontext der feministischen Erkenntniskritik und Wissenschaftskritik und fordert, dass diese feministische Erkenntniskritik als feministische Gesellschaftskritik gelten sollte. Ich werde das später umdrehen und erweitern.

Ein ebenso wichtiges Zitat, das ich mir auch leider nicht ersparen konnte, ist:

„Theory should *found* change not *find* it“ (HARAWAY 2000: 111, Hervorh. i.O.)

Es geht also nicht darum, dass Theorien Veränderungen oder gesellschaftliche Prozesse beschreiben, sondern, dass sie diese Veränderungen eher begründen, initiieren. Ich hab ja ein Problem mit dem Subjekt. Das ist jetzt schon mehrfach gefallen. Das kann ja nicht einfach autonom und selbstreflexiv sein. Es gibt natürlich im Strukturalismus verschiedene Angebote, wie man sich das zurechtbasteln kann. Und wenn man in seiner Halb-Reflektiertheit, die ich jetzt gerade auf mich zuschreibe, das akzeptiert, dann kann man damit auch agieren und das tue ich jetzt auch. Ich beziehe mich hier auf FOUCAULT und BUTLER, diesen wunderbaren Aufsatz von FOUCAULT „Was ist Kritik?“ (1992), den ich hier versucht habe in einem Satz zusammenzufassen: „Kritisch sein ist der Ausdruck einer reflektierten Unfügsamkeit.“ (FOUCAULT 1992: 15). Und JUDITH BUTLER (2002), die auf Basis dieses Aufsatzes immer weiter gearbeitet hat, hat argumentiert, dass die „Norm des Kritisch-Seins Teil der Subjektkonstitution ist.“ Also in der Subjektkonstitution sind immer verschiedene Normen wirkmächtig, aber eine von vielen möglichen Normen ist die des Kritisch-Seins. Also man muss sich nicht nur unterwerfen lassen.

Zusammengefasst, und damit zitiere ich mich jetzt auch noch selber, aber im Austausch mit zwei Kollegen, und es ist wirklich ein Zitat, über das wir sehr lange nachgedacht haben: Lässt sich dann diese kritische Reflektion in einem post-strukturalistischen, in diesem Fall auch zugleich noch marxistischen oder neomarxistischen Kontext folgendermaßen verstehen, dass „Menschen sich selbst als handlungsfähige Subjekte wahrnehmen“ – Ich denke mal, das gilt für uns alle – „weil sie in bestimmten, von Menschen gemachten Verhältnissen leben, und ihnen stehen die Meinungen, Erklärungen, Gefühle und die Sprache/n zur Verfügung, die in diesen Verhältnissen hervorgebracht wurden und gelten“ (BELINA/NAUMANN/STRÜVER 2014: 10).

Also das ist genau damit, mit diesem Zusammenwirken von Fremd- und Selbsttechnologien gemeint. Wir sind Teil des Diskurses, aber wir können selbstmächtig innerhalb des Diskurses reflektiert und unfügsam sein, reflektiert kritisch sein, die Norm des Kritisch-Seins annehmen.

Gut, mit diesen langen Überlegungen zu „Erkenntnis als Prozess – Wie kann man ihn gestalten?“ komme ich jetzt zu zwei Beispielen. Die sind total unterschiedlich, beziehen sich aber auf die gleiche Erkenntnisfrage. Die Frage, die mich in den letzten fünfzehn Jahren bewegt hat, ich habe die jetzt bewusst platt formuliert: Was machen räumliche Grenzen mit menschlichen Subjekten und was machen menschliche Subjekte mit räumlichen Grenzen?

Diese Frage habe ich anhand von zwei größeren Forschungsprojekten bearbeitet. Das erste bezog sich auf die deutsch-niederländische Grenze nach der Öffnung im Sinne einer EU-Binnengrenze. Und das zweite bezog sich auf die Schließung quasi der Grenze durch die EU-Osterweiterung, wo es ja dann plötzlich neue geschlossene Grenzen zwischen ehemaligen sogenannten Ostblockländern gab.

Im ersten Fallbeispiel, das war meine Doktorarbeit (STRÜVER 2005) damals, und es war eine Projektstelle, wo die Fragestellung vorgegeben war. Zu bearbeiten war die Frage, warum nach der Öffnung der EU-Grenze zwischen Deutschland und den Niederlanden, trotz einer sehr hohen Arbeitslosigkeit auf der deutschen Seite und einem Arbeitsüberangebot auf der niederländischen Seite, die Deutschen nicht in die Niederlande gehen. Diese Binnenverflechtung lag irgendwo bei 0,02 Prozent, also war im Prinzip nicht gegeben. Und es gab dann so Standard-Befragungen, die ich nicht durchgeführt habe, das lag alles schon vor, in Arbeitsämtern und so weiter, ob die Deutschen bereit wären in die Niederlande zu pendeln – „Na logisch, kein Problem!“. Trotzdem hat es ja keiner gemacht. Also die Frage, die mich dann bewegt hat, war, warum trotz konstatierte Bereitschaft dies zu tun und trotz der großen Strukturunterschiede in den Arbeitsmärkten, oder überhaupt in den Strukturschwächen der aneinander grenzenden Regionen, die Bereitschaft ja auch zu pendeln nicht vollzogen wird. Also warum da keine Tatsache geschaffen wird.

Die klassische Frage wäre: „Wie wirkt die offene Grenze auf menschliches Handeln?“ Das wollte ich natürlich nicht so untersuchen. Meine Frage bezog sich auf das gesellschaftliche Leben im grenznahen Raum als solchen und die Frage war eigentlich: „Welche diskursiv konstituierten, gesellschaftlich-produzierten Bedeutungen hat die Grenze und inwiefern beeinflussen diese Bedeutungen grenzüberschreitende bzw. nicht-grenzüberschreitende Alltagspraktiken?“ Die Betonung der Alltagspraktik ist ja auch nochmal wichtig. Es ging mir also nicht um Urlaubsreisen oder Shopping-Trips, sondern um die Frage des regelmäßigen Übertretens, z.B. um zu arbeiten.

Ich befand mich damals mit vielen anderen wissenschaftlich in einer – in diesem Fall gar nicht deutschsprachigen Geographie, aber in der allgemeinen Humangeographie – genau in dem, was die Hochzeiten des *cultural turn* waren Ende der 90er, Anfang der Nullerjahre, wo man zwar nicht unbedingt Theorie-mäßig gearbeitet hat. Also Carolin hat gerade erzählt, dass die neuen Kulturgeographen sich auf die Theorie zurückgezogen haben und keine Empirie mehr gemacht haben. Das sehe ich überhaupt nicht so. Sie sind nicht mehr ins Feld gegangen, aber Empirie haben sie sehr wohl gemacht. Gleichwohl fand ich mich selber auch genau in der Situation wieder. Ich war schon in meinem Feld. Also ich war an einer niederländischen grenznahen Universität. Ich war schon „immer mittendrin“. Aber ich bin ja davon ausgegangen, dass ich Interviews z.B. nicht führen kann, wenn ich die Prämisse verfolge, dass alle Subjekte nicht selbstreflexiv und autonom vernünftig sind, dann macht es ja keinen Sinn mit Subjekten Interviews zu führen. Zweiter Punkt, der da dran hängt: Ich bin ja auch nicht vernünftig. D.h. ich kann auch gar keine Interviews „vernünftig“ analysieren. Das ist ein ziemlich großes Dilemma und das ist genau die Frage des Feldzugangs. Was macht man eigentlich? Und es war jetzt eine Lösung, die mich über Nacht ereilt hat und es war auch überhaupt nicht so, dass meine Doktorväter da irgendwie hilfreich gewesen wären, sondern die dann immer wieder sagen: „Ja, Ja, dann können wir da doch was mit Statistiken... und irgendwas berechnen und – was weiß ich – vielleicht mal Verkehrsstudien machen, ob die Verkehrswege schlecht sind“ und so weiter. Das war ja alles nicht das, was mich interessiert hat. Mich interessierte ja, warum die Bereitschaft artikuliert, aber nicht praktiziert wird. Und auf diesem Hoch dieser neuen Kulturgeographie, wo ja Imaginationen eine sehr wichtige Rolle spielen – also, dass räumliches Handeln ganz stark durch räumliche Imaginationen geprägt ist – dachte ich dann auch, ich untersuche die Grundlagen der Imaginationen, also Repräsentationen visueller Art, textueller Art. Zugleich dachte ich dann wieder: Ach nee, das kann ich mir ja nicht angucken, weil, wenn ich mir etwas angucke, dann bin ich ja das starke Forschungsobjekt, was etwas analysiert. Also auch dieser Weg war mir natürlich gleich wieder verschlossen.

Ich fand es trotzdem eine super Idee und es ist natürlich extrem spannend, auch weiterhin – das hab ich auch an dem Workshop-Tag morgen gesehen – sich mit visuellen Repräsentationen zu beschäftigen. Mein Umweg war dann der über die Rezeptionsstudien. Also habe ich weniger die Repräsentationen als solche analysiert – natürlich habe ich sie mir angeguckt – aber was in meine Analyse eingegangen ist, war die Rezeption solcher Repräsentationen. Davon gab es mehrere Beispiele. Ich erwähne nur zwei. Das eine bezog sich auf Theaterstücke über die deutsch-niederländischen Verhältnisse und es ging mir darum, wie, wenn da Schulvorstellungen für Theaterstücke aufgeführt werden, wenn da ganz viele Schulklassen rein gegangen sind und die Schüler danach über dieses Theaterstück, was sie da drinnen über die deutsch-niederländischen Beziehungen gehört haben, wie sie das reflektieren. Also das war meine Rezeptionsstudie. Und dazu ist mir eben noch mal eingefallen, auf Basis des Vortrags von Carolin: Ich war erst total offen und habe den Schüler*innen immer erzählt, dass ich die große Forscherin bin, und was ich wissen will

und das führte dazu, dass die Schüler da alle schweigend saßen und die tolle Schülerdiskussion überhaupt nicht zustande kam. Also, in meinem Fall war es dann auch anders herum, dass es überhaupt nicht funktioniert hat mit größtmöglicher Offenheit.

Also zweiter Versuch. Ich habe – forschungsethisch ist das absolut debattierwürdig – nicht mehr gesagt in den Klassen, was meine Rolle ist, sondern ich war die neue Hospitantin oder Referendarin. Sprich, ich saß irgendwo in der Ecke und die Schüler hat das überhaupt nicht interessiert, dass da eine neue Referendarin ist. Und dann kam tatsächlich diese Diskussion zustande. Für mich war ja der Inhalt der Diskussion interessant. Also dieser in diesem Fall doppelte Umweg war letztendlich sehr hilfreich für meine Forschungsfrage.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf zwei große Ausstellungen, die damals liefen in Amsterdam und in Bonn zu den deutsch-niederländischen Beziehungen, die hießen „Deutschland – Niederlande. Heiter bis wolkig“. Und auch da hatte mich natürlich weniger zu interessieren, was jetzt da eigentlich in diesen Ausstellungen gezeigt wird, als das, was die Leute, die da in diese Ausstellungen hineingegangen waren, damit machen. Also wieder die Rezeption. Und dementsprechend war der Fokus meiner Analyse die Besucherbücher beider Ausstellungen. Die liefen beide jeweils sehr lange, also einmal sechs und einmal neun Monate, und es gab wirklich tausende und abertausende Einträge in diesen Besucherbüchern. Sprich, ich habe versucht, das denkende Subjekt, soweit es irgendwie geht, raus zunehmen und komme dann natürlich zu einem Ergebnis, aber ob das ein super Ergebnis ist – keine Ahnung.



Abbildung 2: Ausstellungsplakat „Deutschland – Niederlande. Heiter bis wolkig“. (©)

Wichtig aber finde noch folgenden Punkt, der hier steht, dass Raum und Grenze überhaupt keine Rolle gespielt haben in meiner Forschung, obwohl es ja das Ziel der Forschung war. Und das macht auch nochmal klar, wie stark der gesellschaftliche Anteil daran ist.



Abbildung 3: prominente Repräsentation (©)

um mir das anzugucken und dann kam die WM 2002, wo die Niederlande sich nicht qualifiziert hatten und die Deutschen sich ganz hervorragend darüber amüsiert haben (siehe Abbildung 4). Also um solche Beispiele ging es da.

Einmal Luft holen, denn jetzt kommt ein ganz anderes Beispiel, meines Erachtens auch das interessantere.



Abbildung 4: Fußball WM 2002

Ach so, noch eine minikleine Folie. Ich hatte ja schon die abertausenden Zitate aus den Besucherbüchern erwähnt. Ja, die habe ich mit qualitativer Datenanalyse-Software ausgewertet [Atlas.ti]. Also, da kann man auch wieder sein eigenes Subjekt so ein bisschen ausschalten. Also nur ein bisschen. Aber ein Zitat, das ist wirklich ein Original-Zitat aus dem Besucherbuch in Amsterdam ist folgendes: „Trotz Normalisierung der Beziehungen fehlt es im Alltag an grenzüberschreitenden Begegnungen der beiden Nachbarn. Die Grenze in den Köpfen ist wohl hartnäckig.“ Und das fasst eigentlich meine Forschung sehr schön zusammen.

Gut, zweites Beispiel. Es geht wieder um räumliche Grenzen, aber um sogenannte geschlossene Grenzen. Also die, die sich durch die EU-Osterweiterung im Osten Europas plötzlich geschlossen haben. Und die Frage war, „wie verändern sich grenz-überschreitende Praktiken durch die Schließung einer EU-Außengrenze“, vor allem im Hinblick auf grenzüberschreitendes Pendeln. Nicht unbedingt tägliches, aber Pendeln (STRÜVER 2011: 191-200, auch STRÜVER 2013: 193-206).

Klassisch raumbezogene Frage. Meine Frage war wieder die der Wechselwirkung. Allerdings jetzt weniger bezogen auf diskursiv konstituierte Bedeutungen, als auf gesellschaftlich strukturell nachvollziehbare Wirkungen der Grenze. Der Ausgangspunkt war die

Feststellung, sowohl im Alltag, als auch in Alltagsmedien, als auch in Forschungsberichten, dass es einen sehr hohen und stark wachsenden Anteil von sogenannten *Care-Migrants* aus Osteuropa gibt, die in deutschen Haushalten alte und pflegebedürftige Kranke usw. pflegen und die es nicht legal tun, sondern informell, oft auch völlig illegalisiert. Und dass diese Art der Care-Pendel-Migration auch auf die großen ökonomischen Unterschiede zwischen den EU-Staaten, den alten EU-Staaten, den neuen EU-Staaten, und den östlichen Anrainern zurückzuführen ist.

Mein empirisches Vorgehen bestand... – ich hatte jetzt die Phase, dass ich als Subjekt nicht denken kann und, dass meine Subjekte selber auch nicht denken können, abgelegt. Ich habe mich beim empirischen Vorgehen für narrativ-biographische Interviews mit diesen *Care-Migrantinnen* entschieden. Und zwar, weil ich unbedingt eine intersektionale Mehrebenen-Analyse durchführen wollte.

Was ist das? – Das ist eine Methodologie aus der Soziologie, im deutschsprachigen Kontext ganz stark geprägt von Gabriele Winker und Nina Degele, die sagen, wenn man sich mit sozialen Ungleichheiten oder soziologischen Disparitäten beschäftigt, sollte man immer alle drei Ebenen einbeziehen: Die Makro-Ebene von offiziellen Strukturen, Regulationen, Restriktionen, die der Grenz- und Migrationsregime usw.; die Mikro-Ebene und die Meso-Ebene, also Diskurse und Repräsentationen. In meinem Fall habe ich die Makro-Ebene als relativ gesetzt angesehen. Also die europäische Arbeitsmarktpolitik war ziemlich klar definiert, insbesondere die ganzen Ausnahmeregelungen und Nicht-Ausnahmeregelungen. Die Meso-Ebene habe ich mehr oder weniger ignoriert, also sämtliche Diskurse und Stereotype über die fleißigen polnischen Helferinnen waren nicht Teil meiner Analyse. Interessiert hat mich hier [auf der Folie] der mittlere Punkt: Die *Bereitschaft* der Migrantinnen zur sozialen und räumlichen Mobilität.

Räumliche Mobilität ist klar in diesem Fall, mit der sozialen Mobilität meine ich, dass die Migrantinnen, die ich interviewt habe, in ihren erlernten Berufskontexten alle als sogenannte Hochqualifizierte gelten. Das waren Richterinnen oder andere Frauen mit abgeschlossenem Jura-Studium, sehr viele Lehrerinnen, Ärztinnen, die alle in ihren Herkunftsregionen keine Arbeit hatten in dem Beruf, den sie so lange studiert hatten und die dann als *Care-Migrant* nach Deutschland gekommen sind. Und das ist natürlich auch eine soziale Mobilität, von einer Hochqualifikation in etwas absolut niedrig-qualifiziertes und vor allem auch Informalisiertes abzurutschen. Meine These, die da hinter stand, war, dass diese Art der Care-Migration für die Migrantinnen eine Ressource darstellen könnte, ein Potential, und zwar dadurch, dass die sozio-ökonomischen Unterschiede zwischen den beiden Regionen so groß sind. Also das ist hier zusammengefasst als Raumrelationen, dass sie ihre Sozialkategorien, die sie als Subjektposition ausmachen, dass die sich beim Grenzübertritt verschieben in der Konstellation, sodass sie das in Wert setzen können. Also, dass beispielweise in der Herkunftsregion die Staatsbürgerschaft keine Rolle spielt, dass aber für Ukrainerinnen in Deutschland die Staatsbürgerschaft als Ukrainerin eine ganz andere Wertigkeit hat, weil sie sich hier einerseits nicht aufhalten darf und schon

gar nicht arbeiten darf, aber dieses Nicht-dürfen sie interessant macht für Arbeitgeber, Pflegefamilien in Deutschland, die nämlich gerade jemanden haben wollen, der nicht legal arbeiten darf. Das ist damit gemeint.

Geschlecht in meinem Fall eine ganz besondere Kategorie. Ich habe bewusst nur Trans-Migrantinnen interviewt, und zwar, weil es diesem Stereotyp entspricht, dass Frauen besser pflegen können. Also entweder biologisch argumentiert, weil sie es sowieso besser können, oder sozial argumentiert, weil sie ja in ihrer Rolle als Frau damit schon Erfahrung haben. Und Alter spielt hier auch noch eine Rolle, weil sie, wenn sie über dreißig sind, schon Berufserfahrung haben und über Lebenserfahrung verfügen und damit in ihren Herkunftskontexten teilweise eher aufs Abschiebegleis gestellt wurden. So wie die studierte Lehrerin, die schon seit zehn Jahren fertig ist und als Lehrerin zuhause überhaupt keinen Job findet.

Es ist also eher was Negatives. Und in den Pflegefamilien in Deutschland wurde das sehr oft auch positiv konnotiert, dass die Frau schon fünfunddreißig ist, weil sie so viel Lebenserfahrung hat. Das meine ich damit. Und es ging mir hier auf die Wechselwirkung dieser Sozialkategorien in einer einzelnen Person und wie die sich beim Grenzübertritt verändert.



Abbildung 5: Was Sie hier sehen, ist eigentlich verboten (Quelle: Stern)

Auch hier gibt es genau ein Bild dazu (siehe Abbildung 5). Und zwar nicht, weil ich den Stern, aus dem dieses Bild ist, so wunderbar finde, sondern weil es das Zitat im Bild so schön zusammenfasst: „Was Sie hier sehen, ist eigentlich verboten“. Man könnte hier lange über das Konzept des Sehens reden. Dazu habe ich hier leider nicht die Zeit, es geht mir eher um das „verboten“. Grenzen sind nicht einfach Linien im Raum. Das ist in einem geographischen Kontext, zumindest in einem wissenschaftlich-geographischen Kontext, nicht mehr so verwun-

derlich, sondern sie werden ständig neu ausgehandelt und zwar von verschiedenen Institutionen und Akteuren und deren Praktiken. Sie werden unterschiedlich wahrgenommen und Grenzen werden auch unterschiedlich praktiziert. Da gibt es ein berühmtes Zitat, das die Produktivität eines Grenz-Regimes umschreibt: die Produktivität eines Grenzregimes besteht in der Regulation grenzüberschreitender Arbeitsmobilität, auch im Sinne einer „institutionalisierten Durchlässigkeit der Grenze“ (KARAKAYALI & TSIANOS 2005: 50). Damit wird also betont, dass besonders viele Leute rüber gehen, die ja eigentlich nicht dür-

fen, daher sprechen KARAKAYALI und TSIANOS davon, dass es hier um eine institutionalisierte Durchlässigkeit der Grenze geht. Also, dass diejenigen, die eigentlich nicht rüber dürfen, um zu arbeiten, rüber gehen und, dass es nicht verfolgt wird. Das ist im Fall meiner Care-Migrants auf jeden Fall so. Dass der Bedarf an diesen informalisierten oder illegalisierten Pflegekräften so wahnsinnig hoch ist, dass es bisher nicht verfolgt wird, so dass ich von einer „Institutionalisierung der *informalisierten* Durchlässigkeit der Grenze“ spreche (STRÜVER 2013).

Warum habe ich dieses Zitat gebracht? Weil es für mich wieder ein Beispiel ist, dass ich tatsächlich in einer raumbezogenen Forschung aktiv war, dass aber der Raum oder auch gerade die Grenze als solche überhaupt keine Rolle im Forschungszugang und in der Empirie gespielt hat.

Gut, damit leite ich über zum dritten Punkt, und zum letzten Punkt: Über die Vor- und Nachteile räumlicher und inhaltlicher Nähe vs. Ferne. Wir hatten ja im ersten Vortrag ziemlich ausführlich gehört und dann vor allen Dingen auch diskutiert, wie schwierig es ist, wenn man in einem fremden Kontext ist. Ich persönlich würde immer sagen, dass ist schwierig wegen Exotismus und Paternalismus und würde mich deswegen niemals so verorten können. Und deswegen ist es auch nicht ganz Zufall, dass ich in meinen großen Forschungsprojekten immer „Feldzugänge“ hatte, die schon da waren. Dann wird einem allerdings unterstellt, das hatten wir auch heute Morgen, das hat Sebastian Lentz erwähnt, man sei ja keine richtige Geographin, wenn man nicht in die Ferne will oder nicht in die Exotik. Das „keine Geographin“ ist eine andere Geographin, aber ich sehe tatsächlich auch ein Problem damit, dass wir jetzt hier in Zentraleuropa meinen, wir müssen noch die letzten Eckchen der Erde erforschen, egal ob im physisch- oder humangeographischen Bereich, um den Leuten vor Ort mal zu sagen, was das Problem ist. Das ist jetzt sehr plakativ zusammen gefasst, aber ich sehe meinen Forschungsschwerpunkt tatsächlich hier vor Ort. Hier gibt es nämlich auch eine ganze Menge, das im Argen ist. Damit meine ich jetzt nicht das Beispiel Deutschland-Niederlande, ich meine aber das letztgenannte Beispiel mit der Institutionalisierung der Informalisierung. Der Vorteil ist auch, wenn man da ist, wo auch das Forschungsfeld ist, man hat überhaupt keine Annäherungs- und wahrscheinlich auch keine Abgrenzungsprobleme im *räumlichen* Sinne. Das gilt nur bedingt, denn man hat Annäherungs- und Abgrenzungsprobleme im sozialen Sinne und dann doch auch wieder im räumlichen: Ich hatte beispielsweise im deutsch-niederländischen Kontext massive räumliche Abgrenzungsprobleme, weil ich da meine deutsch-niederländischen Leute, die ich ja beforschen sollte, ständig im Supermarkt und beim Joggen und sonst wo getroffen habe und dann plötzlich nur noch Nachbarin war und nicht Forscherin. Aber das lasse ich jetzt mal so ein bisschen hintenan. Die Annäherung war also extrem leicht, die Abgrenzung manchmal schwierig, weil diese Situation „Wir sind immer mitten drin“, das ist ja eigentlich eine Forderung von Donna Haraway zu sagen, man ist immer in seinem Forschungsfeld ... einfach gegeben war. Ich muss sagen, ich habe das nicht praktiziert, die war einfach gegeben. Und gerade weil es gegeben war, habe ich den Umweg über die Re-

zeptionsstudien gewählt. Bei dem zweiten Forschungsprojekt war es natürlich ganz anders. Die Annäherung war anfangs extrem schwer. Ich wusste, was ich da forschen will, ich wusste mehr oder weniger auch die Methode, aber ich wollte mit Frauen sprechen, die ohne Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen in Deutschland arbeiten.

Wie findet man die? Bzw. man kennt ja jemanden, der jemanden kennt und so weiter. Wie bekommt man die Bereitschaft? Wie lässt sich auf Illegalisierte zugehen? Und zwar nicht nur mal eben zwei Fragen stellen und dann geht es weiter... Also bei mir war der Prozess bis zum allerersten Interview fast genauso lange wie die ersten zehn Interviews. Im Endeffekt hat es tatsächlich so geklappt, dass ich über Bekannte meiner Eltern, die so eine Pflegekraft zuhause hatten – also es konnte ein Vertrauensverhältnis hergestellt werden – die ich dann auch sehr lange, also viele Wochenenden begleiten konnte. Und an diesen Wochenenden hat sich so eine Art Stufeninterview in Etappen entwickelt. Dann hatte ich aber auch erst eins. Naja, und dann hat es danach so geklappt wie man sich das klassische Schneeballsystem vorstellt. Die eine sagt, ihre Cousine, die macht das gleiche, wechselt sich sowieso ab mit einer dritten und so weiter. So hat sich das dann entwickelt und ich muss dazu auch sagen, dass es noch aus zwei Gründen in dem zweiten Teil der Forschung leichter geworden ist. Zum einen war ich da schon in Hamburg, das ist eine Großstadt, da war es sehr viel leichter, in diesem Raum zu sprechen, weil die viel weniger Angst hatten, dass sie auffliegen. Und ich war Professorin und das wirkte viel etablierter, als wenn ich gesagt hätte: „Ich bin hier Post-Doc und hier ist meine Karte und mich interessiert das.“ aber zu sagen: „Ich bin Professorin hier an der Universität und ich habe dieses Forschungsprojekt.“ Das hat die in dem Falle nicht beeindruckt, sondern eher so, die haben mir von vorne herein einen Vertrauensvorschuss geliefert. Das fand ich problematisch, war aber so. Also von daher war dann in der Endphase des Projektes die Annäherung ziemlich leicht. Die Abgrenzung war natürlich total leicht, da sich unser Alltagsleben gar nicht überschneiden hat. Und diese Leichtigkeit bzw. das Machtgefälle, was dem zugrunde liegt, ist zugleich ethisch wiederum sehr problematisch. Und ich habe versucht dieses Machtgefälle durch etwas ganz kleines auszugleichen, wofür ich auch immer wieder stark kritisiert werde und genau deswegen erwähne ich das jetzt auch hier. Ich habe meine Interviewpartnerinnen für die Zeit bezahlt. Also ich habe teilweise Interviews von drei oder vier Stunden geführt und im Anschluss gesagt, OK ich setze einen Stundenlohn von zwölf Euro an und hier ist euer Geld. In der Regel bei Vorträgen und Konferenzen, da meldeten sich sofort die Leute: „Oh, Sie haben ihre Interview-Ergebnisse gekauft!“ Das sehe ich überhaupt nicht so. Wenn ich jemanden, der unter äußerst prekären Verhältnissen in dem Kontext, wo ich äußerst gut lebe, wenn ich diesen jemand für seine/ihre Zeit bezahle, geht es überhaupt nicht um das Kaufen von Inhalten oder Ergebnissen, die mir die Person liefert, sondern es geht tatsächlich um einen minimalsten Grad der Anerkennung.

Von daher ist das total umstritten, das weiß ich natürlich auch, ob man die Interviewpartner dafür bezahlt und da schwingt immer mit: „Wenn sich das rumspricht, bald kriegt man gar keine Interviews mehr, weil sie alle Geld dafür haben wollen.“ Das stimmt

alles. Es sind alles berechnete Einwände. Dennoch finde ich, dass man bei einem so großen Machtgefälle, wie es in diesem Forschungsprojekt vorhanden war, eine aller-minimalste Aufwandsentschädigung, die jeder Student für seine Psychologie-Befragungen an der Uni kriegt, dass man das ein ganz kleines bisschen ausgleichen kann.

Ok, die Zeit rennt leider völlig weg. Deshalb spare ich mir die nächsten beiden Folien zu „Wie kann man eigentlich sehen und beobachten?“. Das kann man sonst auch in der Diskussion heute Mittag ansprechen, sondern komme zu meinem ganz kurzen Fazit.

Ich hatte ja erwähnt, dass für mich eine gesellschaftskritisch-raumbezogene Forschung einer Meta-Perspektive bedarf, um zu „Beobachten, Reflektieren und Auszuprobieren“. Und zwar einer explizit herrschaftskritischen theoretischen Fundierung. Voraussetzung dafür ist unter anderem eine dezidierte Beschäftigung mit dem Subjekt. Das Problem mit dem Subjekt habe ich glaube ich ausreichend erläutert. Was bedeutet dann eine meta-theoretische Perspektive? Führt nicht eine zu starke Reflektion der Methoden und der Methodologie dazu, dass man die Reflexion der Reflexion reflektiert? Ich denke dann die ganze Zeit darüber nach, was nicht geht, was meine Position ist, was ich darf, was ich nicht darf. Es kann ein sehr positiver Prozess sein und es kann auch sehr viel Spaß machen, aber es führt nicht dazu, dass ich meine Forschungsfrage bearbeiten kann. Von daher möchte ich so einerseits anregen, dass man diese ganzen Schritte kritisch reflektiert, aber nicht, dass man da stehen bleibt und sich darin verliert. Das heißt, hier habe ich jetzt ganz bewusst den Begriff im Fazit aufgegriffen, den ich in meiner Einleitung kritisiert habe. Ich habe gesagt Erkenntnisproduktion ist nicht das Entscheidende, sondern der Erkenntnisprozess. Aber wenn man die gesamte Erkenntnisproduktion reflektiert, vielleicht wird er ein Prozess. Und den letzten Punkt, den ich daran anschließen möchte: Ich betreibe oder ich verstehe Gesellschaftskritik auch als Erkenntniskritik und erweitere damit genau das, was Donna Haraway gemacht hat, die gesagt hat: „Ich betreibe Erkenntniskritik als Gesellschaftskritik“, würde aber sagen in einer Zeit wie der heutigen, oder auch in einer Situation dessen, wie heute Wissenschaft betrieben wird, welche Wirkung sie hat, haben kann und auch vor allem nicht hat, dass man Gesellschaftskritik auch als Erkenntniskritik betreiben kann, oder in meiner Wahrnehmung sogar sollte, um vielleicht auch die Position oder die Funktion, die Wissenschaft zur Zeit hat, stärker zu reflektieren und vielleicht auch mal laut zu kritisieren. .

Vielen Dank!

Zitierte Literatur

- BELINA, B., M. NAUMANN & A. STRÜVER (2014): Handbuch kritische Stadtgeographie. Münster.
- BUTLER, J. (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/Main.
- BUTLER, J. (2002): Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 50, Heft 2, S. 249-265.
- BUTLER, J. (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt/Main.
- EGNER, H. (2010): Theoretische Geographie. Darmstadt.
- FOUCAULT, M. (1992): Was ist Kritik? Berlin.
- HARAWAY, D. (1995): Die Neuerfindung der Natur. Frankfurt/Main.
- HARAWAY, D. (2000): How like a Leaf. An Interview with Thyrza Nichols Goodeve. New York.
- KARAKAYALI, S. & V. TSIANOS (2005): Mapping the Order of New Migration. Undokumentierte Arbeit und die Autonomie der Migration. In: *Peripherie* 25, Heft 97/98, S. 35-64.
- STRÜVER, A. (2005): Stories of the 'Boring Border': The Dutch-German Borderscape in People's Minds. Münster.
- STRÜVER, A. (2011): Zwischen Care und Career - Haushaltsnahe Dienstleistungen von transnational mobilen Migrantinnen als strategische Ressourcen. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 55, Heft 4, S. 193-206.
- STRÜVER, A. (2013): „Ich war lange illegal hier, aber jetzt hat mich die Grenze übertreten“ – Subjektivierungsprozesse transnational mobiler Haushaltshilfen. In: *Geographica Helvetica* 68, Heft 3, S. 191-200.

4 Bericht zur IfL Forschungswerkstatt #2

Das Auge forscht mit. Visualisierungen in den raumbezogenen Wissenschaften

Lennart Wiesiolek

Leipzig, 3. – 4. März 2016



Foto 112: Bereits zum zweiten Mal brachte die IfL Forschungswerkstatt Wissenschaftler_innen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum für einen intensiven und interaktiven fachlichen Austausch zusammen. (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Visualisierungen sind im forschungspraktischen Alltag fast allgegenwärtig und oftmals mit Raumbezügen verknüpft. In den raumbezogenen Wissenschaften werden beispielsweise seit jeher Visualisierungen wie Karten, Fotos und Schaubilder eingesetzt, um Wissen zu vermitteln. Über die Implikationen und Potenziale visuellen Forschens im Verhältnis zum Raum besteht jedoch weiterhin großer Diskussionsbedarf. Die zweitägige *IfL Forschungswerkstatt #2* thematisierte deshalb ausgiebig und aus kritischer Perspektive verschiedene Aspekte von Visualität in der raumbezogenen Forschungspraxis und mehrere Methoden dieses Forschungsfeldes. Im Vordergrund standen theoriegeleitete Inputs (im *SynPodium*), Aspekte der informellen Vernetzung und des gleichberechtigten Austausches zwischen den Teilnehmenden (in den Diskussionsforen) sowie das Ausprobieren der visuellen Methoden (in den *ExperiSpaces*). Rund einhundert Wissenschaftler_innen aus dem deutschsprachigen Raum nahmen an der Veranstaltung des Leibniz-Instituts für Länderkunde teil. Viele von ihnen brachten ihr Wissen ein und gestalteten die Angebote aktiv mit.

Das SynPodium

Zum Auftakt diskutierten Peter Dirksmeier (Berlin/Halle), Boris Michel (Erlangen- Nürnberg), Antje Schlottmann (Frankfurt a. M.) und Jeannine Wintzer (Bern) über die Visualisierungspraxis in der Forschung und Lehre. Die Moderation übernahm Judith Miggelbrink (Leipzig).

Durch die unterschiedlichen Hintergründe der Diskutierenden wurde schnell deutlich, wie vielschichtig und kontextgebunden das Thema ist. Abbildungen aus der individuellen Forschungspraxis verdeutlichten die Wirkungsweisen von Bildern im Zusammenhang mit Text oder die subjektiven Charakteristika von Fotos. Ebenfalls zur Sprache kamen vi-



Foto 13: SynPodium (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

suelle Abstraktionen in Form von Karten und Diagrammen, die wie selbstverständlich in der geographischen Disziplingeschichte Einzug fanden, indem sie gesichertes Wissen suggerierten. Nach Auffassung der Diskutierenden spielten Visualisierungen auch heute noch eine zwiespältige Rolle in der Hochschullehre. Eine kritische und differenzierte Auseinandersetzung mit ihnen finde dort nur teilweise statt.

Die Diskussionsforen

Um theoretische Aspekte von Visualität in der Forschungspraxis ging es anschließend in den Diskussionsforen. Angeleitet von Moderationsteams aus externen und IfL-internen Wissenschaftler_innen, wurde ein Austausch von Ideen und Erfahrungen zwischen allen Teilnehmenden ermöglicht.



Foto 14: Diskussionsforum 4 (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Es konnte gewählt werden zwischen vier Foren mit unterschiedlichen Themen:

- „Visualisierungspraktiken in der raumbezogenen Forschung – Zwischen Visualisierungsdruck und Potentialen für die Wissensproduktion“ mit *Giulia Montanari*, *Jeannine Wintzer* und *Eric Losang*
- „Forschung mit und über visuelle(n) Medien“ mit *Marlen Richter*, *Tino Schlinzig*, *Stephan Pietsch* und *Madlen Pilz*
- „Lernen mit und von Visualisierungen“, mit *Antje Schlottmann* und *Judith Miggelbrink*
- „Der Blick durch die Kamera verändert alles: Ethische Aspekte des visuellen Forschens“ mit *Peter Dirksmeier*, *Francis Harvey* und *Kathrin Hörschelmann*

Die Vernetzung der Teilnehmenden fand bereits im Vorfeld statt, um bereits frühzeitig Themensetzungen oder Fragen sammeln zu können. Die Teilnehmenden konnten so in

Kleingruppen spezifische Aspekte interessensgeleitet ansprechen und diskutieren, was insgesamt zu einer produktiven Atmosphäre beitrug.

Die ExperiSpaces



Foto 15: ExperiSpace 1 (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Die empirischen Aspekte von Visualisierungen und Visualität waren am zweiten Veranstaltungstag Thema in den experimentellen Workshops (*ExperiSpaces*) mit praktischem Methodentraining. Auf einen offenen Call hatten sich Wissenschaftlerinnen beworben, entweder um eine neue Methode gemeinsam zu erarbeiten, oder um eine bereits angewandte zur Debatte zu stellen. In der Zeit eines Arbeitstages wurde zunächst in die jeweilige Methode eingeführt, diskutiert und im letztendlich praktisch ausprobiert. Dafür wurden Vi-

sualisierungen digital erstellt, analysiert oder auch Daten auf einer kleinen Exkursion durch das Leipziger Stadtgebiet erhoben. In diesem Jahr gab es eine Auswahl von fünf unterschiedlichen *ExperiSpaces*.

Angeleitet von Mirka Dickel und Lisa Keßler (Jena) wurde experimentell das Zeichnen als epistemische Methode ausprobiert. In diesem sehr auf Offenheit und neue Erkenntnisse zielenden *ExperiSpace* wurde großflächig und spontan zeichnerisch visualisiert. Ziel war es, sich als Forschender prozesshaft in einem visuell-dialogischen Verfahren mit den eigenen Erfahrungen und Impulsen auseinanderzusetzen. Diese Methode wurde von den Teilnehmenden sehr positiv angenommen und rege diskutiert. Dabei wurde deutlich, dass sich die Methode nicht für klassisches ergebnisorientiertes Arbeiten eignet. Sie kann sich jedoch als Schnittstelle zwischen Kunsterfahrung und eigener Forschungstätigkeit durchaus hilfreich für eine nicht-traditionelle Themenfindung und Selbstreflexion erweisen.



Foto 16: ExperiSpace 4 (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Mit dem Medium Bild in der Forschung setzte sich eine weitere Gruppe unter der Anleitung von Jana Kühl (Dortmund) auseinander. Der Fokus lag auf der dokumentarischen Bildanalyse, einer Methode, die auf einen strukturierten, interpretativen Zugang zur Semantik des Bildes setzt. Die Teilnehmenden des Workshops konnten eigene Beispiele mitbringen und gemeinsam auf ihre Wirkung/Funktion als Raum-Repräsentationen gemeinsam auswerten. Rückschlüsse auf Handlungsmotive oder individuelle Bewertungen der Bildproduzierenden ließen sich nach Meinung der Teilnehmenden zwar nicht ziehen. Die kreative und strukturierte Arbeitsweise im Kollektiv habe jedoch die Möglichkeit eröffnet, eine kritische Distanz zu Vorannahmen zu gewinnen oder auch neue nonverbale Aspekte aufzudecken.

Den Zusammenhang von Raum und Subjekt thematisierte der *ExperiSpace* um Kathrin Schlenker und Marie Boost (Nürnberg), sowohl mit der Methode des partizipativen Foto-interviews als auch mit einem Vergleich von Text- und Bildanalysen. Nach den Berichten der Teilnehmenden eigne Partizipative Fotografie sich dann als Erhebungsmethode, wenn ausreichend Zeit und Ressourcen vorhanden seien und dieselben Personen wiederholt befragt werden können. Dabei zeige sich aber, dass sie einen besonderen Blick auf die alltägliche Lebenswelt der Beforschten aufzeigen könne und Selbstreflexionen der Forschenden ermögliche. In explorativen Herangehensweisen könne dies sehr hilfreich sein, um neue Themenbereiche im Forschungsfeld zu erschließen.

Die Teilnehmenden des *ExperiSpaces* „Soziale Netzwerkforschung in der Stadt“ diskutierten mit Verena Texier-Ast (Salzburg) die Anwendungspotenziale der frei zugänglichen Software *NodeXL* als Tool für die Visualisierung von Netzwerken. Der Gesamteindruck des Programms fiel positiv aus, da es für viele individuelle Zwecke einsetzbar ist und einen raschen, visuell ansprechenden Überblick über einen vorhandenen Datensatz unabhängig von dessen Größe erlaubt. Für die netzwerkorientierte Feldarbeit und Erhebung von Daten ist es dagegen nicht geeignet und sollte deshalb mit weiteren Methoden kombiniert werden.

In das „Feld“ ging es mit Stefanie Wittich (Duisburg-Essen) im *ExperiSpace* zu Interviews in Bewegung, den sogenannten *Walking Interviews* oder *Go-alongs*. Die räumlichen Gegebenheiten sowie subjektive Eindrücke werden dabei mit Kamera, Aufnahmegerät, Notizbuch und per GPS aufgezeichnet und in die Auswertung mit einbezogen. Besonders gut geeignet sei die Methode für Fragestellungen mit räumlichem Bezug, wobei auch spontane Impulse und Orientierungen mit erfasst werden können. Die Teilnehmenden berichteten, dass das erforderliche „Multitasking“ während des Interviews in Bewegung anspruchsvoll sei. Fehlerquellen können zudem durch störanfällige Technik auftreten. Die Weitergabe von genauen Standortdaten könne darüber hinaus Datenschutzprobleme aufwerfen. Somit eigne sich die Methode nicht für alle (sensiblen) Forschungsfelder, war aber auch sehr inspirierend und abwechslungsreich für alle Teilnehmenden des *ExperiSpaces*.



Foto 17: *ExperiSpace 2* (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Ausblick

Insgesamt war die Resonanz der Teilnehmenden der *IfL Forschungswerkstatt #2* sehr positiv. Die interaktiven Veranstaltungselemente und der Fokus auf Diskussionen und fachlichen Austausch wurden besonders gut angenommen. Durch die aktive Einbindung aller Teilnehmenden und Mitwirkenden, im informellen und formellen Rahmen, entstand dieses Jahr wieder eine gute Arbeitsatmosphäre auf Augenhöhe. So konnte das Format einen produktiven methodologischen Beitrag zur Schnittstelle von raumwissenschaftlichen Untersuchungen und Visualität leisten und soll auch in Zukunft weitergeführt werden.



Foto 18: Diskussion (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

5 Wann und wie „forscht das Auge mit“? Dokumentation des SynPodiums der IfL Forschungswerkstatt #2

Discussants: Peter Dirksmeier, Boris Michel, Antje Schlottmann, Jeannine Wintzer

Moderation: Judith Miggelbrink

Transkript: Lennart Wiesiolek und Carolin Trieglaff



Foto 19: SynPodium (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Judith Miggelbrink: Von meiner Seite auch nochmal ein herzliches Willkommen. Ich freue mich, dass so viele gekommen sind und ich freue mich auch so viele nette Kolleginnen und Kollegen hier vorne auf dem Podium zu haben. Das ist ganz toll. Das Gespräch heute heißt ja eigentlich nicht Podiumsdiskussion sondern SynPodium, ein Neologismus, dessen Tragweite man noch nicht so ganz erkennen kann. Mal gucken, was wir draus machen. Wir haben jetzt 90 Minuten Zeit. Ich stell mir das so vor: Wir haben ein paar Fragen vorbereitet, das ist klar, so eine kleine Strukturierung gibt es. Aber es soll eigentlich kein Abfragen von Sachwissen sein, vielmehr hoffe ich, dass es uns gelingt, dass die Vier untereinander gut ins Gespräch kommen und von daher eine Öffnung für das Thema ermöglichen. Ganz kurz zur Vorbereitung: Jeder/Jede hier auf dem Podium durfte im Vorfeld ein Bild schicken, nur ein Bild, was einigen schwer gefallen ist. Dieses Bild gibt es jetzt in einer PowerPoint-Präsentation. Es gibt keinen bestimmten Zeitpunkt, an dem die Bilder gezeigt werden. Wir haben das so gemacht: Wenn ihr sagt, das ist jetzt der Moment, wo mein Bild gut funktioniert, dann können wir das anklicken und springen dann nachher wieder zurück auf die gesamte Liste. Also ihr sagt einfach, wenn ihr euer Bild braucht.



Foto 20: SynPodium (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Das Thema des SynPodiums: Es setzt ja, wie eben in der Einleitung gesagt wurde, schon fast an einer Trivialität an. Das Auge forscht mit, so wie das Auge vielleicht auch mit isst – der Vergleich zum Kantinenessen trägt aber hoffentlich an dieser Stelle nicht allzu weit. Aber die Trivialität ‚Das Auge forscht mit‘ ist ja eigentlich keine Trivialität. Das ist eigentlich auch schon ganz lange klar, das ist gar kein neues Thema in der Geographie. Manche kennen vielleicht einen alten Aufsatz aus den 1970er Jahren von Yi-Fu Tuan, in dem er sich schon damit auseinandergesetzt hat und festgestellt hat, dass in der griechischen Mythologie der Weise eigentlich blind ist, und man jetzt im Umkehrschluss natürlich überlegen kann, was das für eine Wissenschaft heißt, die so sehr mit dem Auge, und vielleicht auch so sehr mit dem Stift, der Zeichnung und der Karte arbeitet wie die Geographie. Diese Selbstverständlichkeit hat ein paar Tücken und die Kritik daran ist – wie gesagt – auch gar nichts Neues, aber trotzdem, trotz aller Kritik ist eben der heutige geographische Zugriff, wie ich finde, immer noch ganz stark ein visueller. Ziel unseres SynPodiums heute ist, dieses in den letzten Jahren gewachsene Interesse an Visualität, Visualisierung, aber auch einen kritischen Umgang damit [zu betrachten] – ich erinnere nur an die critical cartography. Wir versuchen dieses Feld hier aufzuspannen. Und da kommt ihr dann ins Spiel: Ihr habt euch alle in den letzten Jahren sehr stark mit Fotografie, mit Kartographie, mit Diagrammen, mit Vermittlung von visuellem Wissen, mit einer Kritik an visuellen Praktiken beschäftigt. Und ihr tut das, wie ich denke, auch aus recht unterschiedlichen Perspektiven und es wäre schön, wenn wir heute tatsächlich die Breite des Feldes aufmachen könnten, um eine Öffnung für die Workshops, Diskussionsforen usw. zu haben. Vor diesem Hintergrund und auch vor dem Hintergrund, dass ihr euch zum großen Teil recht kritisch mit Fragen der Visualität auseinandergesetzt habt, ist meine erste Frage: Wann

habt ihr das letzte Mal selbst eine Visualisierung entworfen, eine Karte, ein Diagramm, oder Fotos gemacht um damit eine Lehrveranstaltung zu illustrieren, eine Publikation zu bestücken? Oder könnt ihr das gar nicht mehr, macht ihr das gar nicht mehr?

Peter Dirksmeier: Das letzte Mal habe ich eine Visualisierung in einem etwas anderen Kontext hergestellt, als es hier bei der Einladung angedacht war. Es war keine Fotografie, es hatte auch nichts mit Video zu tun, sondern es war schlicht und ergreifend ein Diagramm, was ich erstellt habe. Ein Diagramm, was eine Art Ordnung versucht hat in die Argumente [zu bringen], die belegt werden, nach wie vor mit einer Zitation eines Buches von Raymond Williams, "*The Country and the City*". Vielleicht werden die einen oder anderen es kennen. Es ist ein ganz berühmtes Buch der englischen Cultural Studies. In einem Aufsatz bin ich mal der Frage nachgegangen: Wofür wird dieses Buch eigentlich noch benutzt? Die Argumentation in diesem Kontext, die ich gefunden habe, habe ich dann versucht visualisiert darzustellen, damit man einen Überblick auf einer Seite hat. Das ist ein Journal Paper gewesen. Es war das letzte Mal, wo ich wirklich aktiv mit einem Ziel, zielgerichtet eine Visualisierung hergestellt habe, um die Frage zu beantworten.

Boris Michel: Ich finde das schwierig zu sagen. Vielleicht muss ich vorher ein bisschen was zu meinem Bezugspunkt oder meiner Verortung bezüglich Visualisierung sagen. Es ist eigentlich kein methodischer Bezugspunkt. Ich mache sowas nicht, Visualisierungen. Mein Zugang ist ein historischer, ich beschäftige mich mit Disziplingeschichte und schaue mir dabei an, wie in der Geographie in den letzten, mehr oder weniger 100 Jahren mit Visuellem gearbeitet wurde, was die Verständnisse und Rationalitäten des Sehens, des Darstellens und eben des Gegenstandes der Geographie waren. In dem Kontext stelle ich keine Visualisierungen her. Ich bin aber gerade beteiligt an einem Buchprojekt in dessen Rahmen unser Kartograph ganz viele Karten herstellt. Den beauftrage ich mit ganz vielen Karten, aber aktiv selber herstellen tue ich das nicht.

Antje Schlottmann: Ich musste gerade überlegen, ich glaube für eine Lehrveranstaltung, das habe ich sowieso noch nie gemacht, dass ich da tatsächlich eine Visualisierung richtig entworfen und da präsentiert habe. Sehr wohl natürlich für Publikationen. Die letzte war – glaube ich – für eine Publikation zusammen mit meinem Kollegen Roger Baars, für ein Projekt, das so im Nachklang immer noch von unserem Mitteldeutschland-Projekt war. Es ging darum, die verschiedenen geographischen Konzepte, die Mitteldeutschland in verschiedenen Diskursen annimmt, tatsächlich auch zu visualisieren. Und das war wieder so ein Unternehmen des Scheiterns. Wieder genau dieser Punkt, wo man sagt: Eigentlich haben wir theoretisch hier, angelehnt an Bob Jessop usw. eine Idee von Phase Space oder eben von multiplen Dimensionen von Raum, die wir hier jetzt auch erforschen und wir wollen eben Mitteldeutschland eigentlich auch als solches begreifen. Und dann kommt eine Karte dabei heraus, die genau eben wieder Grenzen zieht und die eben genau wieder Verortungen macht. Und die Frage ist: Wie kann man es anders machen? Man kann verschiedene [Karten] nebeneinander stellen, dann wird es sehr kumulativ. Aber es wird eben nicht in dem Sinne dynamisch. Und die Art von Temporalität, die man gerne hätte,

macht weiterhin Schwierigkeiten – was im digitalen Bereich vielleicht irgendwann besser möglich ist. Aber genau darüber, glaube ich, werden wir heute noch divers reden. Eine andere Sache, die mir dabei eingefallen ist, [ist] dass ich irgendwann einmal, ich weiß gar nicht mehr, wann das war, vor 15 Jahren oder so, gab es mal eine Aufforderung von Ute Wardenga, tatsächlich ein Essay zu schreiben. Damals waren wir schon befasst mit Mitteldeutschland. Und da habe ich tatsächlich mal sowas wie einen Cartoon entworfen für diese Publikation, mit der Möglichkeit, das endlich mal zu tun. Und da habe ich natürlich wieder sehr darüber nachgedacht, welche Regeln der Wissenschaftlichkeit einem eigentlich solche Arten von Visualisierungen ansonsten verbieten.

Jeannine Wintzer: Ich bin ganz auf der Seite von Boris. Ich produziere selbst keine Visualisierungen, weil man scheitern muss. Ich betrachte Visualisierungen aus wissenschaftsforscher Seite. Mich interessieren Bilder von anderen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen. Mich interessiert wie Wissensschaffende ihre Aussagen nochmals als Bild zur Verfügung stellen. Und wie dadurch wissenschaftlichen Ergebnissen eine Objektivität verliehen wird oder wie diese als Beweis verwendet werden im Sinne von: „Sie sehen in der Abbildung rechts das und das...“. Ich beleuchte die Funktion des wissenschaftlichen Argumentierens mittels Bildern, Karten und Grafiken sowie weiterer Formen wie zum Beispiel Tabellen. Selbst habe ich noch nie ein Diagramm gemacht oder eine Karte. Ich habe überhaupt keine Ahnung wie das funktioniert. Ich maße mir dennoch an, kritisch über die Bilder anderer zu reflektieren.

Judith Miggelbrink: Das ist jetzt ein sehr interessanter Befund. *Einer* von euch hat schon einmal Bilder gemacht in letzter Zeit. Die Anderen nicht und hadern sogar richtig damit. Aber ihr seid trotzdem an einem bestimmten Punkt in eurer Geograph_innen-Karriere, in eurer Wissenschaftler_innen-Karriere zu dem Punkt gekommen, euch doch sehr intensiv damit auseinanderzusetzen – aber anscheinend nicht vor dem Hintergrund, *innerhalb* eures eigenem wissenschaftlichen Tuns, bessere oder andere Abbildungen zu erzeugen. Also einen Weg zu finden, vielleicht genau das, was Antje angesprochen hat, dieses Moment der Abbildung irgendwie anders zu fassen – also Grenzen vielleicht *anders* darzustellen. Vielmehr seid ihr alle sozusagen auf die andere Seite gesprungen und guckt euch das Ganze kritisch an. Und da würde mich jetzt interessieren, was waren die Punkte, was waren für euch die Anlässe zu sagen, jetzt muss ich mich aus einer ganz distanzierten Perspektive heraus – das ist ja auch schon wieder eine visuelle Metapher – aus der distanzierten Perspektive heraus mit Visualisierungen beschäftigen?

Jeannine Wintzer: Ich weiß das noch genau. Meine Gruppe beschäftigte sich in Bern mit Migration und da kam es zur Aussage: „Jeannine, du kommst ursprünglich aus Ostdeutschland, dann schau dir mal die statistischen Zahlen zu Abwanderungen junger Frauen aus Ostdeutschland nach Westdeutschland an“. Diese Positionierung des Wissenschaftlichen mit meiner Person und meiner Herkunft fand ich schon einmal ziemlich interessant. Und dann habe ich mir eben diese statistischen Daten zu Abwanderung von jungen Frauen im Alter von 20 bis 35 Jahren betrachtet. Diese sind begleitet von Karten mit

schwarzen dicken Pfeilen und die fünf neuen Bundesländer sind ein einzig homogenisierter Raum von dem schwarze Pfeile Richtung Westen gehen. Das hat mich geärgert. Erstens diese Homogenisierung von Raum in Form einer zweidimensionalen Fläche. Zweitens die Homogenisierung von Personen und ihrer Zuordnung zu einem bestimmten Raum und drittens die eindimensionale Darstellung von schwarzen dicken Pfeilen von Ost nach West. An diesem Punkt ist es nicht mehr möglich statistisches Datenmaterial in irgendeiner Weise einem Projekt zuzuarbeiten, um Aussagen über die Abwanderung zu machen. Ganz im Gegenteil müssen wir die Perspektive umkehren und uns überlegen wie argumentiert eigentlich dieses Bild als Karte, warum argumentiert sie so und wie ist sie entstanden.

Antje Schlottmann: Ich kann da direkt anknüpfen, sogar thematisch und ich könnte dazu sogar schon mal mein Bild gebrauchen.



SPRINGERSTIEFEL, in Ostdeutschland ganz normale Schuhe

Abbildung 6: Bildmaterial zum SynPodium, A. Schlottmann

Also von meinem Hintergrund her: ich habe mich im Rahmen meines Dissertationsprojekts damals ganz viel mit Sprache befasst. Es ging mir um Sprache, Sprachlichkeit und wie eben im Sprachgebrauch – und ich wage es hier zu zeigen – wie im Sprachgebrauch Räumlichkeiten entstehen, wie eben genau das was Jeannine eben angesprochen hat, diese Stereotypen entstehen und eben ganz besonders mit der Frage versehen, warum können wir es nicht so einfach vermeiden, warum können wir es nicht einfach heraus schmeißen? Wieso ist diese Reifizierung und Homogenisierung in bestimmten Containern einfach ein probates Mittel der Strukturierung, das wir in unserem alltäglichen Sprechen ständig und in ganz vielen verschiedenen Dimensionen einsetzen? Dieses Bild, ich habe damals die Berichterstattung zur Deutschen Einheit 10 Jahre danach ausgewertet, und habe das dann zusammengefasst mit der großen Frage im Hintergrund, inwiefern eben Ost und West hier eigentlich mehr reproduziert und reifiziert werden, als dass dies eben überwunden ist. Selbst wenn man über Überwindung spricht, selbst dann verweist man

noch auf die alten Kategorien und zieht sie wieder her und damit werden sie auch wieder wirklich. Also das jetzt so ‚in a nutshell‘. Dieses Bild stammt aus einem Zeitungsartikel, ist sozusagen Teil von meinem Korpus.



Foto 21: SynPodium (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Jetzt hatte ich zum einen immer schon bei der Beschäftigung mit diesem Material die Idee, Sprache ist hier eben nicht alles und die Bilder funktionieren auch nochmal anders. Aber natürlich gibt es auch immer ein direktes Zusammenspiel von Wirklichkeit und Textlichkeit, das ich in dem Rahmen nicht richtig fassen konnte. Da hatte ich so das Gefühl, dazu fehlen mir gerade total die Mittel. Das war der Beginn meines Interesses, da noch viel mehr darüber nachzudenken, wie Bildlichkeit auch nochmal ganz anders, aber vielleicht doch auch ähnlich funktioniert wie Sprache. Gerade eben wie performative Sprechakte funktionieren, gibt es eben auch so etwas wie performative Bildakte, und kann man sie losgelöst vom Text denken? Bild mit Unterschrift ist ja so ein Klassiker, wo man sich immer überlegen kann: Funktioniert das Bild ohne die Unterschrift und anders herum? Für meinen Begriff von der Sprachlichkeit her klar: die Unterschrift, die funktioniert, da steht "Springerstiefel, in Ostdeutschland ganz normale Schuhe". Dann hat man dieses Bild dazu und gleichzeitig eben, wenn man den größeren Kontext sieht, eben auch die Springerstiefel, wie sie da abgebildet sind im Kontext dieses Artikels, funktionieren [die] eben auch als bildliches Assertiv: Das ist da so in Ostdeutschland. Der Container Ostdeutschland ist unter anderem voll mit diesen Springerstiefeln und da gibt es nichts anderes. Alleine ist das Bild aber natürlich losgelöst aus diesem Kontext heraus, diese Art von Verortung in dem Sinne funktioniert nicht. So, das ist die eine Sache. Und wie ich dann dachte, okay, da

muss es jetzt noch weiter gehen und da muss ich eben gucken, da habe ich dann noch Karten hinzugefügt.

Jetzt gibt es aber noch eine andere Geschichte zu dem Bild. Und die geht jetzt eher in so einen bisschen anderen, ästhetischen, vielleicht sogar ethischen Bereich hinein. Ich habe dieses Bild dann eingesetzt in einem Artikel, wo ich genau über dieses Thema geschrieben habe. Und [wo ich] das als eines dieser Beispiele genommen habe, dass „in Ostdeutschland“ in einer ganz bestimmten Art und Weise immer wieder auch thematisiert wird. Und jetzt sagte mir am Ende die Herausgeberin des Buches, in dem ich diesen Artikel platzieren sollte: "Antje, kannst du nicht dieses Bild herausnehmen? Ich möchte in meinem Buch eigentlich keine Springerstiefel haben." Dann habe ich mich aufgeregt, weil ich erstmal dachte: Nein. Das ist ja ein wissenschaftlicher Content. Wie kann das sein, wie kann ich jetzt sozusagen etwas hier nicht zeigen dürfen, nur weil es irgendwelchen ästhetischen Ansprüchen nicht genügt. Wissenschaftlichkeit hat damit eigentlich überhaupt nichts zu tun. Wenn man aber jetzt ein bisschen weiter nachdenkt, und das können wir auch gerne noch gemeinsam tun in anderen Zusammenhängen, stellt sich ja die Frage: Was passiert dann jetzt aber? Ist es nicht tatsächlich doch auch so, dass der ornamentale Charakter von Bildern sich auch ins Gegenteil verkehren kann und schleppen wir den nicht immer auch mit? Was macht denn ein Bild aus einem Buch sozusagen. In welchen Kontext zieht es das Buch dann hinein und mit welcher Legitimation kann man sagen, wenn es eben nur ein rein wissenschaftliches Buch ist, dann funktioniert dieses Bild eben auch nicht mehr anders. Dann zieht es eben auch ästhetisch sozusagen dieses Buch nicht in irgendeiner Art und Weise in ein anderes Feld hinein. Das waren ein paar Gedanken, die wir vielleicht wirklich weitergehend auch nochmal verfolgen können.

Boris Michel: Ich kann da inhaltlich leider nicht so richtig dran anschließen. Ich mache das nicht mit den Abbildungen, weil ich das nicht kann. Ich habe alle meine Abschlüsse in einer Disziplin gemacht die nicht die Geographie ist. Ich habe Soziologie studiert und auch in Soziologie promoviert und ich kam 2009 in diese Disziplin. Was mich in dieser Disziplin verwunderte, war, dass ständig alles Mögliche visualisiert wurde. Ich habe in meinem ganzen Studium bis zum Abschluss der Promotion nie PowerPoint benutzt, natürlich nie eine Karte gemacht und hatte in der Geographie den Eindruck, ein Vortrag ohne PowerPoint ist eine Frechheit, es habe etwas ehrenrühriges. Während es in anderen Disziplinen eher gegenteilig läuft. In der Lehre, in der kartographischen Ausbildung, in dem was die Geographen machen, dass sie da rausgehen und sich die Landschaft anschauen – auch so eine Praxis, die ganz unsoziologisch ist, dieses klassische in der Landschaft lesen können, dieses alte länderkundliche Motiv. Das war für mich der Auslöser, mir diese Disziplin mal genauer anzugucken und zu gucken wo das eigentlich herkommt und dann quasi in die Disziplingeschichte zu gehen und sich anzuschauen, wie diese Disziplin, die anfangs relativ fremd für mich war, mittlerweile gar nicht mehr so fremd ist, immer wieder mit diesem Moment des Visuellen umgegangen ist, wie sie das durch die verschiedenen Brüche ihrer Paradigmen hindurch rationalisiert hat. Wie du sagtest, war die Geographie immer visuell aber irgendwie auch immer anders. Deswegen dieser klassische Satz, der wie ein Leitsatz

für mein aktuelles Projekt ist: Die Geographie ist eine visuelle Wissenschaft. Ja, klar irgendwie, aber irgendwie auch immer anders. Zu einer bestimmten Zeit wäre eine solche fotografische Darstellung absolut unzeigbar bzw. unsehbar gewesen. Die Art der Visualisierung ist also ganz eng verbunden mit den jeweiligen Paradigmen der Geographie.

Peter Dirksmeier: Ja, um die Frage abzuschließen, warum ich mich kritisch mit Visualisierung angefangen habe auseinander zu setzen. Wahrscheinlich bin ich diejenige Person hier auf dem Podium, die sich am unkritischsten bis dato mit Visualisierungen befasst hat. Ich habe die nämlich genutzt in meiner Promotion, auch in einem Post-Doc Projekt habe ich hemmungslos Visualisierungen erstellt. Störe mich deswegen auch in keiner Weise am Visualisieren, bin aber trotzdem auch kritisch reflektiert damit umgegangen und der Punkt kam eigentlich relativ am Anfang bereits. Ich habe für meine Dissertation Menschen gebeten, für mich Fotos zu schießen und dann über die Fotografien mit ihnen zu sprechen im Anschluss und bin sehr schnell davon überzeugt worden, dass es gar keinen Sinn macht diese Fotos, diese Bilder, diese Visualisierungen zu interpretieren, also bildanalytisch dem nachzugehen, sondern dass die Interviews natürlich viel interessanter sind, die man dann führen kann. Der Grund war einfach, weil der Ausschnitt dessen was gezeigt wird und die Intention der Fotografin/ des Fotografen niemals wirklich deckungsgleich sein kann. Es heißt, es wird immer sehr viel auch nicht gezeigt, was eigentlich gezeigt werden sollte oder was in der Intention der Fotografin liegt, sodass diese Methode an der Stelle, wenn man es mit bildanalytischen Methoden versucht zu unterfüttern, sehr schnell ins Leere läuft. So war meine Erfahrung. Und so begann ich dann auch Roland Barthes zu lesen, strukturalistisch, aber trotzdem. Ich musste ihm tatsächlich in gewisser Weise folgen, ihm Recht geben, sagen, dass ein Bild eben ohne eine Unterschrift, ein Foto ohne einen Text dazu nicht funktioniert. Das war so meine Erfahrung und deswegen bin ich dann auch kritischer mit Bildern umgegangen. Aber ich glaube am unkritischsten von uns allen, wie ich das jetzt hier so höre.

Jeannine Wintzer. Ich würde gerne anknüpfen. Jetzt bräuchte ich mein Bild.



Abbildung 7: Bildmaterial zum SynPodium, J. Wintzer

Ich kann dem nicht ganz zustimmen. Bilder können auch ohne Text funktionieren. Das ist mein Bild und ich würde behaupten, dass das Bild seit zwei Monaten und sagen wir bis in sechs Monaten auch ohne Text verständlich ist. Denn der hegemoniale Diskurs ist darauf eingestimmt. Dieses Bild ist verständlich wie Bilder von Hochhäusern nach dem 11. September 2001. Sie lenken die Interpretation des Bildes auch ohne Text in eine bestimmte Richtung. Aber die funktioniert nur innerhalb eines bestimmten raumzeitlichen Kontextes. Text und Bild sind eine sehr wichtige Kombination, aber das Beispiel zeigt wie Bilder im Kontext eines hegemonialen Diskurses auch ohne Text verständlich sind.

Antje Schlottmann: Ich habe nur gerade darüber nachgedacht, es ist ja nicht nur ein bestimmter Zeitpunkt, Zeitraum, sondern es ist ja auch ein bestimmtes gesellschaftliches Segment, in dem es funktioniert. So als Ergänzung. Würde ich mal so behaupten wollen.

Judith Miggelbrink: Ihr habt jetzt alle vier sehr stark diesen Aspekt *Bilder funktionieren* in den Vordergrund gerückt. Da würde ich ganz gerne nochmal ein bisschen näher drauf eingehen. Peter hat gesagt, eigentlich funktionieren sie vielleicht dann doch nicht so richtig. Deine Erfahrung war zumindest, wenn man sie im Rahmen einer bestimmten Forschungsmethode einsetzt, dann sind vielleicht doch die Interviews das Interessante oder die Interviews, die sich dann wiederum auf etwas Bildliches beziehen. Eure Perspektive,

die ihr jetzt aufgemacht habt, ist vielleicht ein bisschen eine andere. Ihr sagt, sie strukturieren schon etwas, die Bilder. Sie sind vielleicht auch Teil einer politischen Kommunikation, aber letztendlich auch da wieder die Frage: Wie funktioniert das Bild bzw. wie geht ihr an die Frage denn ran, das herauszufinden, wie Bilder funktionieren? Könnt ihr davon noch ein bisschen mehr erzählen, wie ihr diese Funktionsweisen von Bildern versteht oder auch das Nicht-Funktionieren?

Jeannine Wintzer: Ich habe mir immer grundsätzliche Fragen gestellt. Warum verstehe ich, was ich sehe? Und ich sage das zum Beispiel auch in der Lehre: Könntet ihr euch vorstellen, dass überall auf der Welt beim Zeigen dieses Bildes alle Menschen das Gleiche denken. Das würde wahrscheinlich nicht überall funktionieren. Das würde nur in einem bestimmten sozialräumlichen Kontext funktionieren. Dann: Warum verstehe ich? Und wenn man sich die Frage stellt: „Warum verstehe ich, was ich sehe?“, kommt man ganz klar dahin, dass man selbst immer situiert ist in einem gesellschaftlichen Kontext. Also ein Bild hat eine Erzählung. Es erzählt eine Geschichte mit einem Anfang und einem Ende. Diese Frage zielt darauf die Kausalität von Bildern in ihrer Ursache-Wirkungsbeziehung aufzuschlüsseln. Und dann muss man sich auch die Frage stellen: „Was sind die Regeln des Verstehens?“. Warum verstehe ich das Bild? Würde ich auch verstehen, wenn es schwarze Herzchen wären? Würde ich es auch verstehen, wenn es gelbe Punkte sind? Warum verstehe ich es genau mit dieser Form von Symbolik? Und dann ist man an einem ganz wichtigen Punkt: die Symbolik ist ein Träger für eine bestimmte Aussage, für eine Information. Hinter einem Symbol, hinter einem roten Herz, hinter einem gelben Punkt und hinter einer dunklen Hand steht eine bestimmte Botschaft. Da ist man schon mal an einem wunderbaren Punkt, wo man ganz viel sieht, an einem Bild. Und dann kann man einen dritten Schritt gehen und sich fragen: Ok, ich ersetze mal bestimmte Symboliken. Ich ersetze also mal eine bestimmte Person mit einer anderen. Zum Beispiel einen weißen Frauenkörper mit einem weißen Männerkörper. Dinge zu ersetzen ermöglicht ein Spiegelbild des eigenen Verstehens herzuführen. Das sind mal drei methodische Zugänge zu einem Bild, sehr stark an die Semantik und die Erzähltheorie angelehnt. Dieser Zugang ist auch vielversprechend für Grafiken, Karten, Werbeplakate oder Fotos.

Boris Michel: Da ich, wie gesagt, überwiegend historisch arbeite, geht es mir um ein bisschen was Anderes. Mir geht es eher darum, wie in Texten, im Material, in den Quellen visuelles Material zum Arbeiten gebracht wird oder funktionieren soll. Also wie die von Autoren, bei Historikern sind es ausschließlich männliche Geographen, wie sie visuelles Material nutzen um ihre Aussagen zu stabilisieren. In der klassischen Länderkunde hat man ab und zu ein Foto dazu gefügt, um zu zeigen, diesen Berg gibt es wirklich und ich war auch da. Das diente dazu, Autorität per Augenzeugenschaft zu beweisen, manchmal auch mit einem Mensch im Vordergrund. Es gibt diesen Berg, ich war da, so sieht er aus. Oder man visualisiert eine bestimmte Klasse von länderkundlichen Merkmalen, bestimmte Bergformationen quasi als Stabilisierung des Textes. In der Länderkunde ging es dabei um die Visualisierung von räumlichen Individuen. Dann gibt es aber einen radikalen Bruch in den 50iger Jahren. Da käme meine Abbildung.

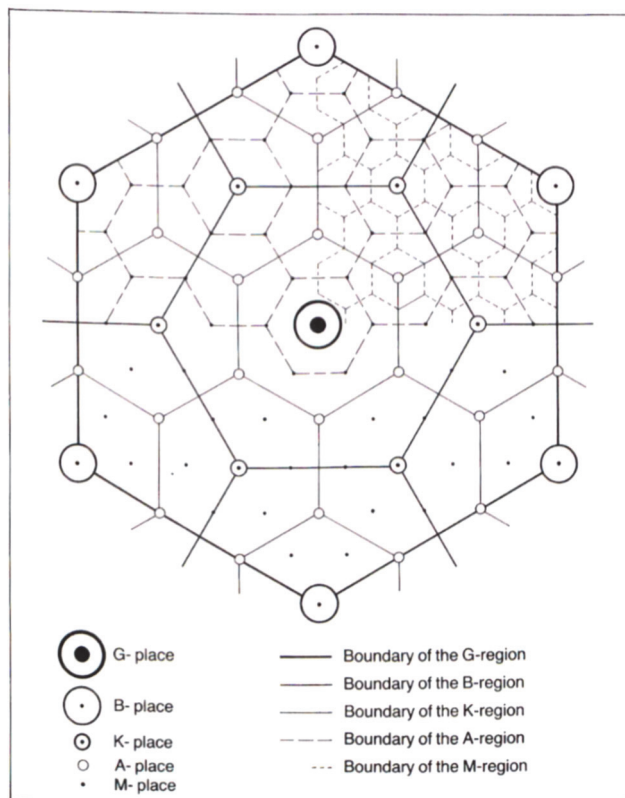


Figure 1.3 The geography of civilization
Source: Christaller (1935).

Abbildung 8: Bildmaterial zum SynPodium, B. Michel

schwachen Wissenschaft Autorität qua Visualisierung zukommen zu lassen. Und so wird diese Abbildung auch in der anglosprachigen Geographie der 50er/60er Jahre genutzt. Sie dient als der Beweis dafür, dass es da etwas Neues gibt. Es gibt Raumgesetze, weil wir sehen sie hier, so ordnet sich Welt an. Deshalb scheint mir diese Bildunterschrift, die man vielleicht nicht lesen, kann auch so besonders lustig. Es geht hier nicht mehr um das System der zentralen Orte in Süddeutschland, sondern visualisiert wird die „Geographie der Zivilisation“. Zivilisation ordnet sich in Sechsecken an. Das stammt aus einem späten Buch von William Bunge, seinem „Nuclear War Atlas“. Also die Theorie in Bildern zu haben, Sachen zu visualisieren, die nicht sichtbar sind, sowas wird auf einmal die zentrale Funktion von Visualisierung in der Geographie. Und das ist wieder die Funktion, die mich interessiert.

Peter Dirksmeier: Nur noch ganz kurz, ich glaube, ich war ja der Urheber mit dem Funktionieren von Bildern. Warum das aus meiner Sicht nicht funktioniert und nicht ohne Text funktioniert: Überraschenderweise hat deine Abbildung [Boris] ja auch ganz viel Text, das Bild. Also, Visualisierungen in meiner Arbeit funktionieren nicht indem sie Informationen zeigen oder symbolhaft sind. Ich habe sie eigentlich nur benutzt als so eine Art *starting mechanism* im Sinne von Alvin Gouldner. So eine Interaktion zu beginnen mit irgendwas, dafür sind Bilder hervorragend geeignet. Und da ist es auch vollkommen egal, was man darauf sieht. Es kommt ja darauf an, eine Interaktion zu beginnen und in diesem Sinne

Und auf einmal ist es absolut unvorstellbar, dass man ein Foto präsentiert. Das [diese Abbildung] kennen Sie hoffentlich alle. Wahrscheinlich aber nicht in dieser Ausgabe. Die Ausgabe ist aus den späten Achtzigern. Und die spannende Frage finde ich: Wie kommt es dazu, dass die Geographie auf einmal das da braucht um etwas zu sehen? Dass sie auf dem Foto eines Berges in Afrika nichts mehr sieht. [In dem] Buch aus dem das kommt, Christallers Theorie der zentralen Orte, da gibt es kein Foto von Süddeutschland, es gibt überhaupt kein Foto. Christaller braucht dieses um die neue Geographie für die er später stehen sollte, zu plausibilisieren. Er bedient sich hier eines visuellen Archivs anderer Disziplinen, der Wirtschaftswissenschaften und der Mathematik um der Geographie als einer relativ

fand ich, haben Bilder/ Visualisierungen hervorragend funktioniert in der Arbeit. Sie ermöglichen einen Einstieg in Interaktion, sie geben gleich eine Struktur an Themen vor. Interaktion ist ja immer themenfixiert, kann ja nur so lange funktionieren wie es Themen gibt. Bilder sind hervorragende Themen für Interaktionen. Von dieser Seite her, für die Umsetzung in qualitative Sozialforschung, funktionieren Bilder sehr gut. Ein zweiter Punkt wo Bilder auch ganz hervorragend funktionieren: als Startmechanismus für Diskussionen auf Tagungen. In einem zweiten Projekt haben wir Videos gemacht. Auf jeder Tagung, wo wir Videoausschnitte gezeigt haben ist eine sprunghafte Diskussion [entstanden] und die Fragen gleichen sich in gewisser Weise. Sie zielen dann eben auf technische Aspekte. Und auch da funktioniert es wunderbar, also als Beispiel für einen *starting mechanism*. In diesem Sinne sehe ich den Gewinn an Visualisierungen in der Geographie, in einer geographischen Arbeit, als eine Interaktionsauslöserin. Das sollte man nicht unterschätzen, denke ich.

Antje Schlottmann: Ich wollte eigentlich nur ein bisschen was ergänzen zu den möglichen Zugängen zum Bild. Da glaube ich sind wir dann schon an so einem Punkt, wo es um diese zentrale Frage geht: Wo genau liegt denn jetzt die Bedeutung des Bildes und wie lässt sich an diese herankommen? Es gibt ja von...bis, von „die liegt im Bild selber und wir müssen die irgendwie frei schälen und entschlüsseln“, bis hin zu „sie liegt eigentlich in der Praxis des Bildsehens und Bilderkennens“ oder eben dann auch an ein wenig in der diskursiven Praxis darum herum ein großes breites Spektrum, mit x Theorien und theoretischen Anknüpfungspunkten, aus dem dann eben unterschiedliche Methoden resultieren. Ich glaube, so aus meiner Erfahrung und Beschäftigung damit, würde ich da keine generelle Antwort des richtigen Zugangs hier propagieren wollen, sondern eher dazu aufrufen, dass immer wieder in vielen verschiedenen Möglichkeiten auch auszuprobieren und adäquat der Forschungsfrage und dem Gegenstand entsprechend dann auch anzuwenden. Ich finde, das Fragen, was Jeannine gesagt hat, finde ich einen ganz probaten Zugang. Mir fiel dann auch nochmal ein, Bilder irritieren oft und dann lässt sich gut fragen: Was irritiert mich eigentlich an diesem Bild? Aber was viel spannender noch zu fragen ist, ist zu fragen warum irritiert mich ein Bild eigentlich nicht? Und wenn man das fragt, wenn man solche Bilder hat, dann glaube ich kommt man sehr nahe dran an so etwas wie einen kulturellen Hintergrund, so etwas wie ein Normalverständnis, auch ein kollektives Verständnis von Bildlichkeit, das eben dann über die kollektive Ebene ein Bild aus seiner Situativität und individuellen Betrachtungsweise, also aus der Unterschiedlichkeit der individuellen Betrachtung, herausheben kann. Wo man also, letztlich dann in der Forschung nicht mehr über Bilder redet oder forscht, sondern eben tatsächlich über Gesellschaft und Kultur, derer man selber ein Teil ist ... und eben ein Aspekt des Abarbeitens, wenn man in der Beschäftigung mit Bildern ist, besteht ja genau darin, immer wieder das auch auf eine Reflexionsebene zu heben. Und sich selber darüber klar zu sein, warum sehe ich dieses Bild genauso wie ich es sehe? Was ist davon persönlich, was ist davon eben aber auch einem kulturellen Hintergrund geschuldet, den ich mit vielen anderen auch teile? Und das macht Bildwirkung aus dann, nicht das was im Bild liegt, sondern das ist dann für mich die Bildwirkung, und dahin zu kommen, das finde ich immer wieder spannend oder eben auch

wichtig, dass eben in der Methodik miteinzubeziehen. Das sind dann so Durchgänge. Also wenn wir Bildanalyse machen, z.B. von Schulbüchern, haben wir das gemacht oder wenn man wieder dahin kommt, wir machen es alleine, dann vergrößern wir die Gruppe, dann gucken wir aber wieder drauf, warum haben wir jetzt genau so drauf geguckt und warum gucken wir genauso drauf, was ist das was uns vereint, was uns da auf diesen Blick festlegt und nicht auf einen anderen und dann müsste man eigentlich nochmal die Gruppe vergrößern. Und das andere ist aber auch, was ich theoretisch da sehr hilfreich finde, da Bilder meines Erachtens nach, [also] man kann sich nicht dessen entziehen, dass sie sowohl einen affektiven Charakter haben als auch einen semiotischen, einen Zeichencharakter. Hilfreich waren für mich da immer die Arbeiten von [Klaus] Sachs-Hombach, der das Bild als wahrnehmungsnahes Zeichen begreift und der genau dieses Changieren zwischen der Wahrnehmungsnähe bzw. dem phänomenologischen Ansatz und dem semiotischen Ansatz zum Thema macht, den man dann eben konsequent eigentlich auch methodisch umsetzen müsste.

Judith Miggelbrink: Ich würde gerne nochmal an dem Punkt zurückfragen. Antje, du hattest gerade, wie ich finde, sehr zu Recht darauf hingewiesen, dass uns ja ganz viele Bilder tatsächlich *nicht* irritieren. Wir verstehen sie irgendwie, wir benutzen sie irgendwie. Ihre Aussage scheint irgendwie klar zu sein und wenn ich jetzt nochmal zurückgreife auf die Bilder, Jeannine, die du untersuchst, die Diagramme, die Karten, die eine bestimmte Aussage, eine Wahrheit aussagen über Bevölkerungsentwicklung, oder die Bilder, Boris, die du dir anschaust, die sozusagen disziplinäres Wissen darstellen, dann kommt bei mir gleich diese Assoziation auf, dass es beim Bild offensichtlich ganz häufig um die Herstellung von Wahrheit geht. Dass sie etwas zeigen, was *da* ist, das sie eine Form von Authentizität erzeugen, die vielleicht sehr viel eingängiger ist und möglicherweise auch sehr viel unmittelbarer erscheint als ein Text es kann. Ist das so ein Aspekt bei eurer Beschäftigung mit den Bildern, der euch wichtig ist? Das es da um Wahrheitsproduktion geht, um wahres Wissen, um Unmittelbarkeit? Leisten das Bilder?

Boris Michel: Absolut. Genauso wurde das Original auch gelesen. Es gibt eine ganz tolle Laudatio von Torsten Hägerstrand für Christaller. Christaller hat 1967 einen Preis vom schwedischen König erhalten, die erste große Auszeichnung, die Christaller verliehen bekam. Und in dieser Laudatio sagt Hägerstrand: also Christaller war quasi der Vordenker der neuen quantitativen Revolution, ohne ihn würden wir immer noch Länderkunde machen – aber man könnte die komplexen, abstrakten Theorien Christallers, so bezeichnet Hägerstrand das, überhaupt nicht verstehen ohne diese Visualisierung. Also um zu verstehen, was Zentralörtlichkeit sein soll, brauchen wir diese Visualisierung, die beweist, dass es das gibt. Und selbst das hier produziert ganz viele Affekte, das ist hochgradig emotional aufgeladen. Das Bild ist auf einmal der Beweis dafür, dass wir uns aus der traditionalistisch-konservativen Geographie befreien können, weil dieses Ding die Evidenz dafür ist, dass die Welt wirklich sich räumlich so organisiert, weil es quasi in der Physik auch so aussieht. Das ist ganz stark dieses Wahrheitsversprechen.

Jeannine Wintzer: Was ich immer ganz spannend fand im Rahmen meines Interesse an Bildern zu Bevölkerung ist die Annahme einer äußeren Realität. Während man bei einem Foto sagen könnte: "Da steht jemand an einem Berg und der Berg ist mit Schnee und Bäumen bedeckt und da sieht man die Baumgrenze", ist das bei Bevölkerung nicht möglich. Bevölkerung ist ein Phänomen, das es sichtbar nicht gibt. Man kann nicht aus dem Fenster schauen und sieht Bevölkerung. Trotzdem ist eine Bevölkerungspyramide das schlagkräftigste Argument für den demografischen Wandel und Grundlage für Handlungsempfehlungen. Aber die Mittel der Sichtbarmachung wie die Bevölkerungspyramide haben einen hohen Plausibilitätseffekt und Objektivierungseffekt. Ebenso wie die „zentralen Orte von Christaller“. Hier kommt noch ein anderes Phänomen zum Zuge: Mittels Bildern und der damit einhergehenden Sichtbarkeit von Phänomenen erfolgt die Legitimation einer Wissenschaft und ihrer Spezialbereiche. Das Länderkunde-Paradigma bricht weg, was ist jetzt? Sollen wir die Geographie an den Universitäten abschaffen? Aber in der Sichtbarkeit soll sich eine Bedeutung zur Analyse sozialräumlicher Phänomene zeigen. Bei Christaller: Es gibt einen Plan in der Natur, den wir theoretisch heraus arbeiten können. Bei der Bevölkerungswissenschaft: Es gibt bevölkerungsrelevante Veränderungen, die nicht normal sind und somit das gesellschaftliche Gefüge gefährden. Ich bezeichne diese Plausibilität als Nachvollziehbarkeit. Während Zahlen etwas nachvollziehbar machen, definiert sich die Macht des Bildes in der Nachvollziehbarkeit.

Antje Schlottmann: Also Punkt eins: Natürlich betrifft das jetzt nicht nur wissenschaftlich hergestellte Bilder, sondern was mich da auch immer interessiert, sind Alltagsbilder, inwiefern eben Alltagsbilder immer auch schon Behauptungen beinhalten, wie: "Dort ist es so." Da kann man sich mit touristischen Bildern, im Kontext Tourismus, den dort kursierenden Bildern sehr gut befassen und da wird man ständig solche Behauptungen finden. Und dann ist es interessant, wie das wiederum eingebettet ist in Praktiken, die eben genau diesen Wahrhaftigkeitsbehauptungen natürlich Glauben schenken und – wenn dann das dort Hinreisen als perlokutionärer Akt tatsächlich getätigt wird und es aber dort gar nicht so aussieht – was dann passiert. Und eine Möglichkeit, die dann glaube ich sehr oft passiert, ist zu sagen: Hier sieht es ja gar nicht so aus wie in dieser oder wie eben in jener Kategorie, die vorher aufgemacht wurde. Das heißt, die Kategorien werden dann immer hübsch konstant gehalten und der eigene Blick wird dann ausgenommen. Oder das „wie es dann tatsächlich vor Ort aussieht“ wird eben von dem Bild, was man sich vorher gemacht hat, ausgenommen. Das war so ein Punkt, der mich immer besonders interessiert hat und wo ich glaube, dass dieser Wahrhaftigkeitsanspruch eben auch nur eine große praktische Rolle spielt. Die andere Sache mit der Persistenz von diesem Wahrheitsanspruch, da glaube ich, dass noch ganz viel drin liegt einmal nachzufragen, was die Macht der Kausalität bedeutet. Nämlich, dass wir es vielleicht auch so gerne haben, über ganz einfache – Karten sind dann immer ein besonders gutes Beispiel – Darstellungen komplexe Sachverhalte, die gesellschaftlicher oder soziokultureller Art sind, erklärt zu haben ... oder auch historischer. Es gibt ein neues Buch von Tim Marshall "Prisoners of Geography" heißt das und der Name ist Programm. Nämlich genau da wird in einem Buch, das genau behauptet – ich bin einigermaßen entsetzt über dieses Buch – es wird behauptet,

dass es in 10 Karten die ganze Welt und ihre Geschichte erklären kann. Wo eben über ganz bestimmte Karten, die physisch-geographische Grundlagen, topologische und topografische Grundlagen darstellen, alles was sich dann entwickelt hat, versucht wird zu erklären, und zwar kausal herzuleiten. Und das ist in einer Art und Weise ganz fluffig geschrieben. Der Mensch ist Wissenschaftsjournalist bzw. er ist nicht nur Journalist, er war auch selber vor Ort, er ist tätig für verschiedene Organisationen. Er ist Journalist und so schreibt er auch. Und es ist so eingängig, es ist so klar, man hat ständig das Gefühl: „Aha, jetzt kommt dieses große ..., genau, jetzt verstehe ich das. Jetzt weiß ich, aha, das Danubische Becken, und das ist eben auch so ein bisschen eingegrenzt, aber es ist auch gekammert, da musste dann so die Wiege der Kultur entstehen. Amerika hat es schon immer leicht gehabt mit den tollen geographischen Grundlagen und Frankreich hatte schon immer durch die Randlage ein Problem und deswegen...“ In der Art und Weise aber kartographisch untermauert und so, dass man eben wirklich sagt: Genau, warum funktioniert das denn? Und das ist meines Erachtens diese Macht der einfachen Kausalität, die da gerne und dankbar angenommen wird. Das ist ein wichtiger Teil von dem, wie diese Wissenschaftlichkeit und diese Exaktheit und die Plausibilität von Karten in die Gesellschaft rückt.

Peter Dirksmeier: Ja, Wahrheitsanspruch von Visualisierungen. Ich finde das ist ein ganz tolles Beispiel von dir, Jeannine, mit den Bevölkerungspyramiden. Ich glaube das ist auch ein Spezialfall, deswegen funktioniert es so toll. Es ist die einzige Visualisierung, die ich kenne, in der ein statistischer Sachverhalt, die Anzahl an Menschen in Altersgruppen sortiert, die in einem bestimmten Territorium lebt, in der Abbildung und in das Symbol zugleich eingeht, nämlich von der Pyramide zur Urne. Urne steht ja für Tod, Vergänglichkeit und die Ideologie, die dahinter steckt ist ja immer die gleiche, mittlerweile. Früher gab es zwei. Malthus ist lange tot. Wir werden immer weniger, wir sterben aus. Ich glaube, Historiker ist er, der Thomas Etzemüller aus Oldenburg. Er hat mal in einem wunderbaren Essay darüber geschrieben, dass die Bevölkerungswissenschaft, seit es sie gibt, ungefähr im 17. Jhd. ist sie entstanden, eigentlich immer den Untergang prognostiziert hat. Der Untergang entweder durch Unterbevölkerung, wir werden zu wenige, oder eben den Untergang dadurch, dass wir zu viele werden. Also Mauritius gibt es immer noch, die hätten schon längst verschwunden sein müssen aufgrund von Überbevölkerung, nach den malthusianischen Prognosen der 1960er Jahre. Sind sie aber nicht. Das ist ein ganz tolles Beispiel, indem man diese Macht, diesen Wahrheitsanspruch von Symbolisierungen, von Abbildungen, wirklich sehen kann. In meiner Arbeit ist es etwas anders. Ich habe andere Probleme damit, die sind eher ethischer Natur. Jetzt wäre es nett, wenn du mir einmal mein Bild zeigst.



Abbildung 9: Bildmaterial zum SynPodium, P. Dirksmeier

Nämlich mit dem Wahrheitsanspruch, den der Proband/ die Probandin damit verfolgen und wie weit sie eigentlich gehen in dem, was sie zeigen, mir als Forscher. Wie gehe ich damit um? Was Sie hier sehen, ist ein Bild, das ich im Laufe meiner Arbeiten bekommen habe, auf dem das Grab der Frau dieses Probanden abgebildet ist. Die Aufgabe war, fotografieren Sie für mich etwas, was Identität für sie bedeutet, und er hat einen Ort fotografiert, der ganz privat ist. Die Frau ist tragi-scherweise sehr früh verstorben, was für ihn natürlich eine große Bedeutung hat, und er hat, ausgehend von diesem Bild, intime Details erzählt. Für ihn war es Wahrheit. Für ihn war es offensichtlich auch okay es mir zu sagen. Er war hochintelligent. Er war alles andere als bildungsfern. Er wusste genau was er macht. Er hat selber auch geschrieben, dementspre-

chend wusste er, was publizieren ist. Nichtsdestotrotz hat er mir Dinge anvertraut anhand dieser Visualisierung, dieses Bildes, was er selbst geschossen hat, was mich hinterher in Abwägungsentscheidungen warf. Was kann ich da eigentlich für mich nutzen und was ist tatsächlich eben mehr oder weniger im Eifer der Erzählung herausgerutscht? Und das wirft sofort ethische Fragen auf. Und das hat sehr viel damit zu tun, dass das, was dieses Bild für ihn zeigt, unmittelbar ist, dass es wahr ist. Es ist sein Leben. Das ist seine Identität. Das ist halt so ein Aspekt, den ich mir vorher nicht klar gemacht habe, als ich diese Methode benutzt habe. Dass dann solche ethischen Fragen kommen, die mich selber – man will ja vorankommen in der Karriere – in einen Zwiespalt bringen. Es ist vielleicht gut es zu nutzen. Damit hat man etwas Besonderes. Was aber ethisch absolut nicht vertretbar ist aus meiner Sicht. Ich habe es dann auch nicht benutzt, sondern ganz reduziert eingesetzt. Die Person ist auch anonym, niemand wird erfahren wo und wer das ist. Aber das ist, was ich damit verbinde, wie ich persönlich diesen Wahrheitsanspruch von Visualisierung als problematisch empfunden habe.

Judith Miggelbrink: Vielen Dank, Peter für diese Überleitung zu einer weiteren Frage, die wir auch im Vorfeld schon formuliert haben. Das ist die Frage, welche ethischen Fragen, welche ethischen Probleme entstehen denn jetzt vielleicht neu aus der Beschäftigung mit Bildern, mit Visualisierungen, die wir so eventuell in anderen Methoden nicht haben oder die sich jetzt vielleicht auf eine neue Weise stellen. Antje hatte vorhin schon angedeutet, dass es offensichtlich Grenzen dessen gibt, was andere Leute in ihren Büchern drin haben möchten. Du hast ein Beispiel dafür genannt, was ein Bild sozusagen als Teil einer Identitätserzählung bedeuten kann, und dass es darum genau richtig ist, es *nicht* weiter zu verwenden. Aber es gibt ja sicher noch mehr ethische Dimensionen, auf die ihr gestoßen seid, die für euch vielleicht auch relevant sind oder wo ihr einfach sagt, das ist etwas womit wir vielleicht zukünftig in der Forschung mehr zu tun haben. Auch vor dem Hintergrund, dass heutzutage vielleicht viel, viel mehr fotografiert wird, vielleicht auch sorgloser mit der Verbreitung von Bildern umgegangen wird und vielleicht eine neue Skepsis im Umgang mit dem Bild erst jetzt so allmählich wieder aufkommt. Also kurz: die Frage, welche ethischen Dimensionen sind für euch besonders wichtig, mit welchen habt ihr euch beschäftigt oder wo, denkt ihr, ist auf jeden Fall ein wichtiges Diskussionspotential drin.

Peter Dirksmeier: Da knüpfe ich vielleicht nochmal kurz an, da das Bild hier eben noch steht.



Foto 22: SynPodium (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Für mich ist diese ethische Dimension, dass man als Forscher/Forscherin gezwungen ist abzuwägen, wie weit man eigentlich diese Informationen, die man gewinnt, die man nur deswegen gewinnt, weil man die Person gebeten hat vorher für einen sehr viel Zeit zu investieren und Bilder zu machen, über Themen nachzudenken, wie man dann damit um-

geht. Also ich habe dieses Foto schon benutzt. Es ist ja als Bild unproblematisch. Wie gesagt, das Bild selber ist unproblematisch. Es erzählt nur dadurch etwas, dass Text hinzukommt. Es hat jetzt keine Unterschrift. Ich habe dem auch keine Unterschrift gegeben und bestimmte Informationen eben für mich behalten. So kann man damit umgehen, aber sich diese Frage zu stellen, stellen zu müssen, passiert eben nur, wenn man mit visuellen Material arbeitet. Man kann da Überraschungen erleben und man muss eben immer austarieren zwischen der Öffnung des Probanden/ der Probandin und dem was man nutzen will. Dies liegt in der Verantwortung des eigenen Forschens. Man muss ja bei der DfG unterschreiben, dass man ethisch einwandfrei forscht. Da stößt man manchmal an Grenzen.

Antje Schlottmann: Ich habe bei der Auseinandersetzung mit der Frage an ein Bild gedacht, das ich vor kurzem mal diskutiert habe mit Studierenden im Kontext von Unterricht und Schule. Und zwar ging es darum, dass in einer Unterrichtssimulation, – wir hatten das Thema Verwundbarkeit – von einer Gruppe von Studierenden ein Bild als Aufhänger genutzt wurde. Als Impuls, als erster stummer Impuls, um eben auf dieses Thema Verwundbarkeit hinzuleiten. Das ist ein Bild, ich sage es gleich, es ist nicht das Bild, das ich hier ausgewählt habe. Ich habe dieses Bild auch deswegen hier nicht ausgewählt, – obwohl ich es gleich beschreiben muss, ich kann also die Wirkung hier nur beschreibend wiedergeben – weil es ein Bild ist, das ich persönlich nicht ertrage. Es ist wirklich ganz ... in einer Art und Weise eben affektiv, wo ich sage, ich kann mir dieses Bild eigentlich gar nicht angucken. Es ist ein Bild, das die Aktion Mensch rausgebracht hat. Man sieht ein völlig unterernährtes Kind an der Brust einer völlig unterernährten Mutter, sowohl von dem Kind, wie auch von der Mutter, wie auch von der Brust ist im Prinzip nichts mehr übrig. In einer Art und Weise auch erschreckend und irritierend, wo wir eben dann in dem Moment sehr viel darüber diskutiert haben, was ist denn auch im Unterricht an Bildern überhaupt zumutbar. Gleichzeitig, um das jetzt ein bisschen wieder herauszunehmen, stellt sich die Frage: was macht dieses Bild für mich unzumutbar, warum reagiere ich so stark auf dieses Bild. Und beim immer weiteren Nachhorchern, auch wie die Studierenden dieses Bild wahrnehmen, und eine Gruppe hat es ja tatsächlich ausgewählt, kommt natürlich z.B. dabei raus, natürlich bin ich selber eine Mutter, das sind meine Studierenden nicht. Das heißt in dem Sinne hat das Bild schon mal eine ganz andere Wirkung auf mich als auf sie, die das so stark eben gar nicht empfunden haben. Ähnlich kann man das eben auch für die Schüler sehen, das heißt also, was eigentlich die Herausforderung dann ist, ist eben gerade diese unterschiedlichen Wahrnehmungsweisen und auch im affektiven Bereich, da sehr viel mehr darüber zu wissen, um sich solche ethischen Fragen vernünftigerweise beantworten zu können und da dann weiter zu kommen.

Jeannine Wintzer: Ich selbst produziere keine Bilder und motiviere auch andere Personen nicht dazu Bilder zu machen, die ich dann verwende. Ich nehme wissenschaftliche Paper und Bücher und schaue mir die Karten oder Bilder an. Daher betreffen mich ethische Auseinandersetzung weniger. Vielmehr habe ich aber eine Verantwortung, z.B. wenn ich Bilder in die Lehre trage und wir analysieren diese. Ich stoße damit einen Dekonstruk-

tionsprozess an, reproduziere aber gleichzeitig die Nachvollsehbarkeit durch das Sprechen über ein bestimmtes Phänomen. Zum Beispiel: in der Lehre lasse ich meine Studierenden immer einen Spendenaufruf von Brot für die Welt analysieren. Diese eignen sich sehr gut, um Machthierarchien zwischen Nord und Süd aufzuzeigen wie der Opferdiskurs der Armen, es sind immer Frauen gezeigt, verhungerte Kinder usw.. Mit der Sensibilisierung gegenüber diesen Diskurs reproduziere ich diesen wiederum. Das empfinde ich als ein großes Problem, gerade in der wissenschaftlichen Reflektion von Bildern. Am liebsten würde ich solche Bilder einfach verschwinden lassen. Aber nicht darüber reden, heißt nicht, dass es das Problem nicht gibt.

Boris Michel: Mir geht es ein bisschen so wie Jeannine. In meinem geographiehistorischen Projekt stellt sich die Frage nicht wirklich. Ich arbeite überwiegend mit publizierten Bildern, die Autoren/Autorinnen sind überwiegend tot. Da habe ich den Luxus einer historischen Perspektive, dass man sich da von dieser Frage ein bisschen befreit. Ein wenig taucht diese Problematik gerade auf in einem ganz anderen Projekt auf und zwar im Kontext Kritischer Kartographie, einem zweiten Feld mit dem ich mich beschäftige. Wir haben dort irgendwann angefangen nicht immer nur Karten zu kritisieren, bzw. im Anschluss an Autoren wie Harley oder Woods Karten als Text zu begreifen und sie ideologiekritisch oder dekonstruktivistisch zu lesen. Vielmehr muss man Kritische Kartographie auch in Richtung Kritischer Karten denken und da arbeiten wir gerade an etwas, das wir einen Atlas nennen. Ein bisschen größenwahnsinnig, auch weil es sich ja letztlich ein wenig widerspricht, ein Kritischer Atlas. In diesem Kontext gibt es relativ viele Beiträge partizipativer Kartierungsprojekte, und da stellt sich an einigen Stellen die Frage, was bedeutet es eigentlich, wenn bestimmte marginalisierte Positionen sichtbar und damit kartographisch repräsentiert werden. Ist es nur eine Form von Empowerment oder produziert es möglicherweise auch neue Verletzlichkeiten in Kontexten von großer Unsicherheit. Das wäre so ein Feld, in dem ich mich mit ethischen Fragen befasse, aber diese Widersprüche und Spannungen muss man sicher im Einzelfall diskutieren und lösen.

Judith Miggelbrink: Wenn ich jetzt mal so zurückblicke auf das, was ihr bisher gesagt habt, dann ist die Geographie offensichtlich gerade im Moment ein ganz besonders widersprüchliches Fach. Auf der einen Seite so lange Traditionen des Visualisierens mit allem Möglichen – vom Bild über das Blockdiagramm zur Karte bis hin zu abstrakten Modellen. Etwas, was in der Forschung wie auch in der Lehre eine große Rolle spielt, in Vorlesungen, aber auch in dem, was Studenten dann vielleicht als Hausarbeiten abgeben oder selbst als Referate halten. Auf der anderen Seite eure Bemühungen, aber auch sicher die Bemühungen von vielen anderen, eine distanzierte Haltung dazu einzunehmen. Vielleicht gar nicht mehr selber Material zu produzieren, sondern sich anzuschauen, was gibt es denn nicht alles schon, was können wir da erstmal herausarbeiten. Das ist ja jetzt in der Lehre, in der "Wissensvermittlung", sage ich jetzt mal ein bisschen in Anführungszeichen, ist das ja eine relativ widersprüchliche Sache. Auf der einen Seite sollen vielleicht Geographiestudierende immer noch lernen, richtige und gute Visualisierungen zu machen. Auf der anderen

Seite geht es aber ohne diesen reflexiven, kritischen und vielleicht auch diese Wahrheitsansprüche untergrabenden Zugang nicht mehr. Da würde ich gerne nochmal von euch hören, wie ihr denn – auch in der Lehre – damit umgeht. Spielt diese Form der kritischen Auseinandersetzung eine große Rolle? Jeannine und Antje hatten schon ein bisschen was dazu gesagt, aber vielleicht könnt ihr darauf nochmal ein eingehen, was das jetzt für eure Lehr- und Forschungspraxis denn genau bedeutet.

Boris Michel: Also für die Lehrpraxis bedeutet es genau das, was du gesagt hast. In der Kartographievorlesung lesen wir natürlich auch Brian Harley. Wir sagen, ja klar, ihr lernt wie ihr eine Karte macht, aber ihr lernt auch die Karte zu dekonstruieren, ihr lernt Karte als ein gesellschaftliches Ding zu interpretieren, als etwas, das immer politisch, immer verortet ist zu lesen und aber auch zu erstellen. Es ist also eine Forderung nach einem reflexiven und reflektierten Umgang mit Karten. Deswegen ist es wichtig Kritische Kartographie in dem Fall nicht nur als Kartenkritik zu begreifen, sondern als die Ermächtigung kritisch zu arbeiten mit diesem ziemlich machtvollen Medium, was Wahrheiten produziert. Aber Wissenschaft muss ständig Wahrheiten produzieren und dabei ist die Karte ein wichtiges Instrument.

Peter Dirksmeier: In meiner Lehre taucht dieses Herstellen von Visualisierungen eigentlich sehr selten auf. Also ich habe mit Kartographie, mit kartographischen Methoden in der Lehre eigentlich nichts zu tun. Wir haben an der Humboldt eine sehr große Abteilung der Fernerkundung, die international führend ist mittlerweile, was das Herstellen von solchen Abbildungen angeht und was sich in einem wirklich extrem hohen Peer Impact der Publikationen der KollegInnen ausdrückt. Aber was ich immer mache in qualitativen Methoden, also ab und zu unterrichte ich qualitative Methoden. Da kommen die Studierenden sehr häufig auf mich zu und möchten etwas über visuelle Methoden machen. Sie sind sehr interessiert an Methoden, die mit Fotografie oder Video arbeiten. Was ich da immer versuche ein bisschen näher zu bringen, ist eben die Tatsache, dass nicht jede Fragestellung, nicht jedes Problem sich eignet, mit diesen Methoden bearbeitet zu werden. Studierende haben meisten die Neigung, und das ist meine Erfahrung, wenn sie das gut finden, diese Methode gut finden, wirklich jedes Thema was ihnen einfällt irgendwie so herzuschneiden, dass sie es damit bearbeiten können. Da Einhalt zu gebieten, da Enttäuschung zu produzieren, das muss man ja letztendlich, wenn man sagt: „Nein, das funktioniert nicht.“ Da muss man versuchen, den Horizont ein bisschen, oder die Möglichkeiten des Einschätzens, ob es eine adäquate Methode ist, zu erweitern. Das sehe ich in der Lehre dann als meine Aufgabe an, und da sind visuelle Darstellungen eben eigentlich immer ein Beispiel dafür, dass man Studierende zurückholen muss, einfangen muss, die schon längst losgelaufen sind, was ganz anderes vorhaben und sie dann leider meistens enttäuschen, sagen das wird nicht funktionieren, versuch es, aber es wird nicht funktionieren. Wobei meistens funktioniert es dann doch irgendwie. Es ist letztlich ganz toll, aber ich bin halt dann der Mahner.

Antje Schlottmann: Ich bin auch die Mahnerin, meistens. Ich bin ja in der Lehre vor allem Dingen mit Lehramtsstudierenden befasst und da gibt es auch eben eine ganz andere Dimension noch, nämlich nicht nur die Frage, wie bringe ich den Studierenden bei, kritisch mit Karten aber auch mit Bildern [umzugehen] – die machen auch selber immer ganz gerne Untersuchungen und gehen dann schon in die Schulen und befragen auch Schüler und lassen Mental Maps vor allen Dingen dann zeichnen und das Ganze auch einigermaßen nonchalant. Das heißt einerseits eben zu lehren, diesen kritischen Umgang mit dem Material und mit dem, was sie von den Schülerinnen und Schülern zum Teil auch zurückbekommen und, dass auch dies bei weitem nicht irgendwie Wirklichkeit in einer absoluten Art und Weise darstellt und repräsentiert, ist die eine Sache. Aber dann ist der nächste Anspruch nochmal zu überlegen, wie kann [nun] aber genau diese kritische Art und Weise, der kritische Umgang, wie kann der wiederum in die Praxis der Vermittlung auch eingehen und wie lässt sich also diese kritische Herangehensweise vermitteln an Schülerinnen und Schüler, auch in unteren Jahrgangsstufen, die dann eben diese Gratwanderungen [machen] zwischen [dem und], "aber bis jetzt habe ich doch gelernt, was in einer Karte ist, ist alles richtig". Und eben dieses Entziehen z.B. gerade von Zeitlichkeit aus Karten, was eben immer diesen absoluten Raum dann auch darstellt, das ist ein ganz wesentliches Orientierungsmoment. Wie schaffe ich es jetzt eine Vermittlungspraxis zu entwerfen, die einerseits diese Kontextualisierung, die auch Peter eben angesprochen hat, vermittelt und andererseits nicht in totale Orientierungslosigkeit stürzt und in dieses: „Jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr was ich für wahr und richtig halten soll“ [mündet]. Diese Gratwanderung ist etwas, was mich sehr beschäftigt und wo es sicherlich keinen Königsweg gibt. Das ist immer wieder nur ein Weiterkommen, Diskutieren, Aha-Effekte erzeugen und versuchen, Wege aufzuzeigen, wie man damit einfach umgeht. Also wie man eben genau auch mit dem funktionalen Charakter von klarerer essentiell dargestellter Räumlichkeit, wie man auch damit arbeiten kann, wie die aber eben nur im Rahmen eines bestimmten Fragehorizontes funktioniert und in einem anderen eben überhaupt nicht und gar nicht adäquat ist. Das ist eben diese Art von Kontextualisierung, die dann glaube ich wichtig wird.

Judith Miggelbrink: Jetzt haben die vier hier vorne schon eine Stunde lange Rede und Antwort gestanden und diskutiert. Wir haben jetzt noch eine halbe Stunde Zeit und die würde ich gerne dazu nutzen Fragen, Anregungen auch aus dem Publikum zu ermöglichen.

Person 1, Publikum: ja, eine Frage: Sie setzen sich alle auseinander mit Visualisierungen, Karten, Grafiken. Inwieweit untersuchen Sie denn auch den Prozess der Entstehung von Grafiken, von Karten? Um nicht nur die Karte analysieren, wie wirkt die Karte, sondern auch, wie wird die Karte erzeugt und dabei die Reflexivität des Kartographen, – ich nehme jetzt mal den Kartographen heraus, aus vielen Gründen – zu durchschauen. Wie er selbst damit umgeht, wie er selbst das erzeugt, von dem, wie du [Jeannine] zum Beispiel gesagt hast: „das waren ja nur schwarze Pfeile und das war dann alles soweit abstrahiert von den Daten und der Grafik her, dass es mir einfach nicht gefallen hat, dass es von mir ein großes Minus bekommt“. Also diese Auseinandersetzung mit der Produktion der Visualisierung

und wie weit Sie da darauf eingehen, das wäre so die Frage.

Jeannine Wintzer: Ich würde behaupten, dass wir da eine Forschungslücke haben. Für Boris ist das nicht mehr möglich herauszufinden, wie seine historischen Karten entstanden sind. Ich z.B. versuche schon ewig Studierende zu finden, die mal bei der SVP, in der Plakatherstellung ein Praktikum machen wollen, um die Produktion von Wahlplakaten „lernen“ zu können. Ich denke dabei an die Laborstudien von Bruno Latour. Mitmachen, Mitlaufen und Zuschauen.

Boris Michel: Tatsächlich ist das so ein Projekt, das ich, wenn ich mal Zeit hätte, sehr gerne machen würde. Es gibt, in der Wissenschaftsgeschichte gibt es ganz viele Arbeiten, die in diese Richtung gehen, auch wenn das natürlich unter den Bedingungen der Geschichtswissenschaften passiert. Das heißt, wir können nicht die Praktiken beobachten, die Leute sind tot und die Praktiken geschehen. Aber viele dieser toten Leute haben sehr viel Papier oder Instrumente hinterlassen und daraus lässt sich etwas rekonstruieren. Ich habe eigentlich vor, was über Hans Meyer zu machen, den Erstbesteiger des Kilimandscharo. Der hat 80 Kisten Nachlass hinterlassen mit schriftlichen Aufzeichnungen und tausenden von Fotos. Als reicher Erbe hatte er viel Geld, konnte die besten Kameras anschaffen, hatte Künstler dabei. Er hatte ein beeindruckendes technisches Know-how, war mehrfach auf und am Kilimandscharo und hat seine Bücher sehr aufwendig produziert und eben mit viel visuellem Material, Fotos, Aquarellen, Skizzen usw. visualisiert. Und ich glaube an so einer Figur kann man sich schon mal genauer angucken, wie historisch sowas passiert ist, wie die Übersetzung von den Kritzeleien in Feldtagebüchern in ein fertiges Buch stattgefunden hat. Dabei würde man der Übersetzung von Feldbeobachtungen in abstrakte Skizzen, in Tabellen, in Zeichnungen und schließlich in Texte und Bücher nachzeichnen.

Antje Schlottmann: Zwei kurze Bemerkungen. Das eine ist eine Forschung, und gerade für die Karten würde ich Jeannine zustimmen: ich weiß nichts, ich mache auch selber diesbezüglich nichts. Was ich jetzt gerade mache, was ich da auch wirklich interessant finde, ist eine andere Art der Darstellung zu begleiten. Und das historische Museum in Frankfurt versucht gerade ein Frankfurt-Modell zu machen, wo unter anderem ganz viele Wahrnehmungsweisen auch mit einbezogen werden, das man körperlich auch durchlaufen kann. Das vieles von dem hat, wo man sagen würde: „okay, das sind alles diese Dimensionen von Räumlichkeit, die man eigentlich gerne mit hätte“. Mit in etwas, was zum Teil auch tatsächlich dann Karte ist, es ist mehr ein Modell, es heißt dann auch Modell Frankfurt. Und genau diesen Prozess werde ich mit Studierenden jetzt begleiten und die Studierenden können auch selber kleine Bausteine dafür liefern. Hochspannend, aber es ist jetzt nicht im eigentlichen Sinne Forschung. Es ist eine Begleitung, die glaube ich auch noch einige Erkenntnisse liefern wird. Das andere ist, dass ich jetzt im Kontext anderer Befassungen mit Karten auch nochmal auf die Karten von Philippe Rekacewicz gekommen bin, der ja wirklich – finde ich wunderbar – so Dynamiken mit reinzieht. Das Beste ist aber jetzt, dass ich ein Buch gefunden habe, wo er nochmal erklärt, wie er das macht, wie eben eine Karte

von ihm entsteht über weiß ich nicht wie viele Entwürfe, und manchmal auch über eine gewisse Zeit. Er ist selber natürlich auch viel journalistisch tätig. Das heißt, es muss schnell gehen auch oft. Aber er macht eben, [und] wie er so vom ersten Sketch zur eigentlichen Karte kommt, das ist dokumentiert. Und das nachzuvollziehen, das hat meinen Blick auf diese Karte unglaublich verändert. Ich glaube, das ist wieder eine Art von Kontextwissen, die eigentlich zu so einer Karte mit gehört, das auch viel mehr mit einbezogen werden muss.



Foto 23: SynPodium (© S. Köppl, L. Wiesiolek)

Person 2, Publikum: Ich fand die Diskussion jetzt super spannend. Und ich fand die gerade super spannend deshalb, wie über Bilder geredet wurde. Über Bilder wird immer nur geredet als Appendix der Sprache, als Typus und immer schon als wissenssoziologisches und diskursives Ding. Ich habe mir vor einem Jahr von Mitchell die [...] Chronologie gekauft und dann habe ich angefangen zu lesen und da ist kein einziges Bild drin. Und ich habe nicht kapiert, warum macht er da kein Bild rein und dann habe ich es gelesen und er meinte "ich respektiere das Bild als eigenständiges Medium und deshalb klatsche ich das jetzt nicht zwischen die Seiten rein". Ich frage mich: als Sozialwissenschaftler interessiert uns immer das typische und das soziale Element, aber spielt das Phänomenologische, das Ästhetische des Bildes, die Eigenständigkeit des Bildes nicht doch auch eine Rolle für uns als Sozialwissenschaftler?

Antje Schlottmann: Na, ich hab da ja schon was zu gesagt, das kann ich nur nochmal wiederholen. Dieses Changieren gerade zwischen phänomenologischem Zugang und semiotischem Zugang und eben dieses „Bildern mit einem Bildbegriff begegnen, der das Bild

[als] das nimmt, was sich als Bild dem Betrachter zeigt“. Diese Bildlichkeit auch zu fangen und zu fassen, denke ich ist gerade im Wechselspiel mit der semiotischen Ebene für mich ein wichtiger Weg der Erforschung, auch wenn man an die Diskursivität der Bilder ran will, selbst dann. Aber wie den Zusammenhang dann nochmal genauer zu beleuchten und zu klären, und theoretisch zu fassen, da muss ich sagen, das ist auch echt noch Baustelle, da muss man weiter gucken.

Jeannine Wintzer: Ich erinnere mich, dass ich in Frankfurt bei eurer Tagung "Visuelle Geographien" genau darauf angesprochen wurde. Warum betrachte ich das Bild als Visualisierung von Sprache im Sinne von Argumenten. Erstens würde ich die Trennung zwischen Bild und Sprache gar nicht so scharf machen, denn auch unsere Sprache ist unendlich bildlich. Also wenn wir eine Aneinanderreihung von Buchstaben sehen, sehen wir nicht die Aneinanderreihung von Buchstaben sondern ein bestimmtes Bild. Zweitens haben wir nichts anderes als die Sprache, um über Bilder zu sprechen. Vielleicht bin ich da eher pragmatisch.

Peter Dirksmeier: Ja, ich habe genau aus diesem Grunde, und das war sehr richtig beobachtet wie ich über Bilder gesprochen habe, Bilder ausschließlich als ein technisches Hilfsmittel in der Methodik der Sozialwissenschaft aufgefasst. Genau so habe ich in meiner bisherigen Forschungspraxis auch mit Bildern gearbeitet. Daher maße ich mir eigentlich gar kein Urteil darüber [an], ob ich es ästhetisch, semiotisch oder noch anders benutzen könnte. Das führt sehr schnell bei dieser bestehenden Ausdifferenzierung der Wissenschaft in ein anderes Feld, in dem ein ganz anderer theoretischer Korpus an Literatur zu lesen ist, um das zu verstehen. Selbst Bredemeier hat die Fälschung von Galileo Galilei's Original nicht erkannt. Es gibt kaum jemanden in Deutschland, der mehr über diese Themen gelesen und geschrieben hat, als er. Von daher wollte ich mich da gar nicht in dieses Feld begeben. Ich denke, dass man dann tatsächlich den Bereich der sozialwissenschaftlich informierten Geographie verlassen müsste. Das habe ich für mich selber nie so gewollt. Dementsprechend rede ich so über Bilder, wohl wissend, dass es natürlich auch ganz anders möglich wäre.

Boris Michel: Ich würde mich glaube ich auch mit fehlender Kompetenz da rausreden und rausreden darüber, dass die Bilder mit denen ich mich beschäftige alle als Appendix von Text funktionieren, die sind in Büchern drin, damit kann ich da nicht raus. Also das wäre die Ausrede.

Antje Schlottmann: Ja, ich finde das ist so eine Schlüsselfrage, die für mich wieder so eine Zugangsfrage ist für unser Wissenschaftsverständnis. Was eben Wissenschaftlichkeit bedeuten kann, auch in der Nachvollzieh- und Nachvollsehbarkeit dann wieder, Reproduzierbarkeit von Ergebnissen, in dem Fall dann [von] Blicken [?]. Also, ältere Diskussionen, inwiefern man eben auch mal eine Doktorarbeit als Film abgeben kann, wo die Bilder für sich sprechen und wo eben kein textliches Begleitmaterial dabei ist. Nein, das geht nicht, das geht in unserem Wissenschaftssystem und Verständnis einfach nicht. Frage dann, wo

es hinführt: was wäre denn eine Möglichkeit oder ein Wissenschaftsverständnis, wo so etwas funktionieren könnte. Und dann wieder das Austarieren der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst, die finde ich dabei höchst spannend, eben auch gerade in Bezug auf den performativen Charakter von Bildern, Bildlichkeit. Nur so Gedanken, die sind nicht zu Ende gedacht...

Judith Miggelbrink: Um kurz mal dazwischen zu brechen. Ich kenne eine Doktorarbeit, die tatsächlich das gemacht hat. Also als Teil der Doktorarbeit hat die Frau, in der Ethnologie, einen kleinen Film mit abgegeben. Gegenstand ihrer Arbeit war, alte Ortsnamen im Norden Kanadas, die zum indigenen Kulturbestandteil gehörten, mit den Leuten vor Ort wieder zu erfassen und die sozusagen auf die offiziellen Karten zu bringen. Und sie hat diesen Prozess des Bringens von Orten auf Karten [dargestellt], aber auch die Diskrepanzen, die sich dann ergeben, wenn man plötzlich etwas auf eine Karte bringt, was so nie vorher auf einer Karte gewesen ist, was mit einer kartographischen Projektion auch erst mal gar nichts zu tun hat. Diesen Prozess hat sie in dem Film dokumentiert. Was ich eigentlich einen ganz schönen Ansatzpunkt finde herauszufinden, wie solche Produktionsprozesse laufen und woran sie dann letztendlich immer wieder scheitern können. Warum das dann vielleicht gar nicht geht. Vielleicht noch ein kleiner Ansatzpunkt. Soweit ich weiß, ist dieser Film auch in die Bewertung der Doktorarbeit mit eingegangen, aber das kann ich nicht mehr mit Sicherheit sagen, aber er ist Teil dessen.

Antje Schlottmann: Genau, die Doktorarbeit ist wesentlich mehr als dieser Film. Es ist Text mit Bild.

Judith Miggelbrink: Wobei tatsächlich der Film das Eindrücklichste daran ist. Die Arbeit ist toll, aber wie gesagt der Film bringt genau *diesen Prozess* eigentlich, den versucht er sozusagen nochmal wieder über eine Visualisierung einzufangen. Und das macht es, glaube ich, auch so nachdrücklich, diese Auseinandersetzung zu sehen.

Person 3, Publikum: Ich möchte da direkt anschließen, weil ich nämlich glaube, dass wir uns nicht rausreden können, weil wir eine andere Disziplin besser beherrschen. Weil es nämlich, glaube ich, wirklich um Wissenschaftlichkeit geht. Und deswegen wollte ich nochmal nachfragen. Vorhin ging es ja um Bild und Text und ich glaube – vielleicht hast du dich gerade versprochen – nicht Sprache. Bildsprache, Körpersprache, nonverbale Sprache, es gibt da tausend Formen von Sprache. Die Diskussion, die wir vorhin hatten war Textlichkeit und Bildlichkeit. In dem Zusammenhang habe ich das auch verstanden, diese Formulierungen von dem "Funktionieren von Bildern". Aber eigentlich muss ich sagen, ich verstehe das gar nicht. Was soll denn das bedeuten, ein Bild funktioniert? Nach welchen Kriterien denn? Also eigentlich verstehe ich das Wort gar nicht in dem Zusammenhang mit Bildern. Es hat etwas damit zu tun, mit Wissenschaftlichkeit und Verstehen und welche Sprachen akzeptieren wir denn im Sinne von, oder welche Sprachen ermöglichen denn kritische Auseinandersetzungen, wenn das ein Kriterium für Wissenschaftlich-

keit ist. Das wäre meine eine Frage. Und die zweite hat Antje gerade auch schon angestoßen, nämlich die nach den Filmen. Wir haben bisher nur über statische, fest stehende Bilder gesprochen. Aber z.B. an Tutorials auf YouTube denke. Da wird ja mit bewegten Bildern ganz stark auch argumentiert oder was ist bei Abschlussarbeiten, das ist ja sicherlich ein Bedarf schon da. Nach welchen Kriterien sortiert man das eigentlich ein? Da wollte ich einfach nochmal das sozusagen nochmal vertiefen und in die Runde werfen, ob es da schon Überlegungen dazu gibt.

Peter Dirksmeier: Ich kann nur auf die erste Frage eingehen. Und vielleicht auch gar nicht in der gewünschten Art und Weise. Vielleicht wird das wieder als rausreden interpretiert. Der Begriff des Verstehens und der Wissenschaftlichkeit dessen und wie Bilder in diesem Zusammenhang funktionieren, da kann ich nur aus meiner eigenen Erfahrung sprechen. So wie ich das verstanden habe und wie ich sie benutzt habe. Ich habe das angelegt an einen relativ berühmten Aufsatz von Bourdieu: "Verstehen", wo er im Prinzip darlegt, dass die wissenschaftliche Interaktion der qualitativen Forschung immer eine Asymmetrie beinhaltet. Ich frage, ich habe eine Intention, ich möchte etwas erreichen und ich muss mir Menschen suchen, die bereit sind ihre Zeit zu opfern, ihr Wissen zu opfern, ihr Einverständnis zu geben, da mit zu machen. Diese Asymmetrie ist ungleich schärfer, wenn man z.B. mit sogenannten benachteiligten, mir fällt jetzt gerade keine anderes Wort ein, Gruppen arbeitet, Personen arbeitet, die eine ganz andere soziale Position haben als eine wissenschaftliche MitarbeiterIn, als ProfessorIn an einer Universität. Um diese Asymmetrie zumindest in einer bestimmten Art und Weise, das ist glaube ich auch bei Gouldner so angedacht, zu nivellieren, da hat man eine Wahl. Denn diese Fotografie kann in der Methode, so wie ich es versucht habe, als eine Gabe funktionieren. Das Gespräch beginnt damit, dass man eine Gabe hat, nämlich die eigenen Fotografien, die die Personen gemacht haben, die man schenkt. Indem man versucht, diese bei beiden Seiten sicherlich völlig offensichtliche und vielleicht unausgesprochene, aber existierende Asymmetrie zu lindern, indem man sagt bzw. unterschwellig zu erkennen gibt, ja ich weiß, das ist eine sehr ungleiche Situation, vergebe mir, ich habe aber hier eine Gabe für dich. In diesem Sinne können Bilder funktionieren, also nicht als das, was ich da sehe, als das, was Informationen transportiert werden. Sondern als eine Art physischer Gegenstand, der dann wieder, völlig egal, was es ist, in einem Interaktionsprozess als ein ganz bestimmtes Moment funktioniert. So habe ich, wenn ich davon gesprochen habe, Bilder können funktionieren, "Verstehen", in diesem Zusammenhang begriffen.

Person 3, Publikum:...als Sprache?

Peter Dirksmeier: Nicht als Sprache. Sondern das Bild dient dazu eine soziale Situation zu verändern. Die soziale Interaktion, die durch eine Asymmetrie aufgeladen ist, die eben dadurch entsteht, dass ich etwas möchte. Das ich vielleicht sogar eine sozial bessere Position habe als mein Gegenüber, die oder der nichts davon hat. Von Lothar Peter habe ich das Bonmot über Bourdieu erfahren, dass nur einmal in seiner ganzen Karriere wäre ihm

ein Interview so aus dem Runder gelaufen, dass er die Frau, die vor ihm saß, so bemitleidet hätte, was ihm nie hätte passieren dürfen, dass er sein gesamtes Geld, bis auf das, was er brauchte für die Rückfahrkarte, ihr gegeben hätte. Und damit war das eigentlich für ihn kein wissenschaftliches Gespräch. Genau diesen Spannungsmoment, dass man vielleicht mitunter das Gefühl hat, ich müsste hier was machen, das lindert dann sowas wie das Bild. Dafür wird es eingesetzt. Das kann funktionieren. Und so kann ein Bild dann funktionieren: Als Mittel um Interaktion zu starten und dann Sprache natürlich, wenn Sie so wollen.

Antje Schlottmann: Ich möchte das Funktionieren auch nochmal in einer anderen Art und Weise vorstellen. Ich habe da an den Evidenzcharakter von Bildern gedacht. Und ich glaube, da ist eben diese Funktionalität nochmal anders zu begreifen. Also wenn man sagt, Bilder behaupten etwas und sie sind aber in vielen Zusammenhängen auch der Beweis dafür, dass etwas tatsächlich stattgefunden hat, dass man tatsächlich an diesem Ort war. z.B. per Selfie. Das kann man jetzt posten und das ist evident. Das hat ganz viel wieder mit dem Wahrheitsanspruch dann zu tun, den wir ja eben schon diskutiert haben. In diesem Sinne ist das Funktionieren ein Hinweis oder führt zu der Frage: ja, was muss denn eben gesellschaftlich an Erwartungen an dieses Bild herangetragen werden? Was sind die Bedingungen dafür, dass diese Art von Funktion erfüllt wird durch das Bild? Das liegt wiederum nicht im Bild.

Jeannine Wintzer: Noch einen Hinweis: Vorhin haben ich das Beispiel der Bevölkerungspyramide angesprochen. Dieses Funktionieren nicht nur für die Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Diese zeigen uns wie Deutschland 2100 aussieht. Und das ist ja etwas, das ist doch einmalig: zu sehen, wie es in der Zukunft aussieht.

Person 3, Publikum: Ja, aber das ist doch Quatsch.

Jeannine Wintzer: Ja, aber wir diskutieren ja heute auch nicht über die Abschaffung der Bevölkerungswissenschaften, das ist mal ein anderes Thema. Aber hier auch nochmal für das Funktionieren, für diese argumentative Kraft.

Judith Miggelbrink: Jetzt gab es da noch eine Wortmeldung. Ach so, die Filme [zweite Frage der Person 3], ja, das machen wir in der nächsten Runde.

Person 4, Publikum: Wenn ich mir so vorstelle, wenn ich am Rechner sitze oder so, Bilder sind für mich heute viel besser zugänglich als noch vor 10 Jahren. Oder auch das Beispiel mit dem Smartphone, vor 10 Jahren hatte ich, glaube ich, noch nicht einmal ein Handy. Ich weiß es nicht. Aber gestern habe ich anstatt eine SMS zu schreiben einfach ein Foto geschickt aus dem Hotelbett, dass ich hier bin, ohne einen Text dazu. Oder auch diese Anleitungen, die es gibt. Ich hätte niemals ohne so ein YouTube-Video hingekriegt, einen Unterfaden in unsere Nähmaschine unten reinzukriegen, weil einfach Gebrauchsanweisungen lesen und dann soll ich irgendetwas nach links und rechts und das Rädchen da

raus... Da hätte ich ewig gebraucht um es zu verstehen. Aber dann hatte ich dieses Filmchen und dann hat das wunderbar funktioniert. Ich denke heutzutage haben wir alle besseren Zugang zu Bildern, auch zu Filmen und auch zu Karten. Ich mache morgen ein Workshop, wo wir GPS-Tracking machen. Das ist total einfach, kann man sich total schnell installieren und hat seinen Track. Das heißt man hat einen Zugang dazu und kann es auch alles sehr gut selber erstellen. Ich frage mich eben, welchen Einfluss haben diese digitalen Technologien auf künftige Forschung und auch Lehre mit und über Bilder oder in der Geographie?

Boris Michel: Ich höre in meinem Projekt vor dem auf, was man als Digitalisierung bezeichnet. Aber vielleicht trotzdem, ein paar Worte dazu. Ich finde es immer ein bisschen gefährlich so eine Boom-Erzählung zu produzieren und der zweite Satz in dem Programm für diese Forschungswerkstatt ging auch in solche eine Richtung: „Visualisierungen spielen in der raumbezogenen Forschungspraxis seit jeher eine wichtige Rolle. Neue Medien und Technologien haben das Spektrum möglicher Herstellungs- und Verwendungsweisen von Visualisierungen erheblich erweitert.“ Das stimmt meines Erachtens nicht. zumindest, wenn man sich die Geschichte der Disziplin anguckt. Als die Rollei 25 Kamera 1966 auf den Markt kam, da erschien dieses Bild. Als das Foto, ganz alltäglich, ganz billig, für jeden immer zu machen war, verschwanden die Fotos aus der Geographie. Das Foto war eben nicht mehr in der Lage etwas zu zeigen, es funktionierte nicht mehr so wie zuvor, es hat keine Evidenz mehr produziert. Man konnte zwar irgendeinen Berg darauf gesehen, aber kein System, kein Gesetz. Ich glaube daher, dass man weggehen sollte von so einer Erzählung: „Bilder werden immer wichtiger, weil die Technik halt da ist“. Vielmehr scheint mir wichtig, dass Techniken immer soziale Verhältnisse sind. Das sollte man nicht aus dem Blick verlieren, wenn man von so einer reinen Kausalität ausgeht: "Heute ist alles viel visueller als früher". Man sieht es an der Geschichte der Geographie ganz schön, wo es Momente gibt in denen sehr viel visualisiert wurde und dann verschwindet das. In den 1970er Jahren wurde aufgehört zu visualisieren. David Harvey brauchte fast nie eine Visualisierung. Die Generation vorher, William Bunge oder Harvey der 60er, die brauchten das. Die mussten ständig alles Mögliche visualisieren, mussten ständig Dreiecke, Sechsecke, Striche, A's und B's als visuelle Marker einsetzen. Es gibt gute Gründe warum die neue Kulturgeographie es auch nicht mehr braucht. Sie ist gegen eine bestimmte Visualisierungspraxis vorgegangen. Ich finde es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass es um etwas Soziales, nicht um etwas Natürlich-Technisches geht.

Antje Schlottmann: Für mich, großes Thema, habe ich auch schon mehrfach jetzt angesprochen, die Frage danach: wie kann man denn andere Medien entwerfen und da spielt die Digitalisierung sicher eine große Rolle. Eben was ist mit diesen ganzen Auflösungerscheinungen von essentialistischem Containerraum, der jetzt in vielen Dimensionen gedacht wird, der theoretisiert wird, aber eigentlich so gar nicht abbildbar ist. Wie lässt sich so etwas wie Dynamik, wie Kontingenz tatsächlich auch in Medien wie Karten bringen, eben auch vielleicht auf eine digitalere, eine interaktivere Art und Weise oder auf eine partizipative Art und Weise. Gleichzeitig dann kommt das Kritische bei herum, muss man

sich sehr, sehr stark auseinandersetzen mit der Frage, Digitalisierung ist sicherlich nicht alles, und im Gegenteil werden diese neuen Möglichkeiten wieder ganz andere Probleme mit sich bringen und aufwerfen. Wahrscheinlich auch – also das ist so, wo ich als erstes dran denke: Riesengroße blinde Flecken und die werden kritische Auseinandersetzung auch wieder verdrängen. Wenn man an diese ganzen Diskussionen über den Prosumenten denkt, dass eben gerade bei OpenStreetMap oder so ... wir können jetzt ja alles irgendwie mitmachen und produzieren. Aber gleichzeitig wird [das] dann gar nicht mehr in Frage gestellt: Na klar, das ist jetzt irgendwie von allen, aber wer genau sind denn jetzt hier alle? Zum Beispiel so ein Thema, das mich dann da sehr umtreibt. Also wie geht denn da auch wieder verloren, dass das eine Wirklichkeit ist, die wieder gerichtet ist, die wieder selektiv ist, die auch nicht das eine Abbild der Wirklichkeit darstellen kann.

Peter Dirksmeier: Abschließend dann noch. Ich glaube, dass diese Digitalisierung oder das was Sie oder Du angesprochen hast, etwas vorantreiben wird in der Wissenschaft, was man so als Transdisziplinarität betrachten kann. Ich denke da an die AAG (American Association of Geographers), die jetzt ein Journal aufgelegt hat, das heißt Geo-Humanities, dass ganz explizit auf Arbeiten zielt, die über digitale, sowas was wir früher GIS nannten, und geisteswissenschaftliche Inhalte kommen. Das kann man sehr häufig beobachten. Zum Beispiel der Leiter des Center for Geographic Analysis, der GIS Abteilung der Harvard Universität: Diese hat zwar keine Geographie, das hat ja Neil Smith mal wunderbar in einem historischen Aufsatz dargelegt, warum Harvard keine Geographie mehr hat. Aber Harvard hat eine GIS Abteilung und der Leiter dieser GIS Abteilung, der ist im Moment glaube ich Archäologe und davor war das ein Historiker. Da sieht man wunderbar diese Verschneidung. Es läuft nur darüber, dass man bestimmte Inhalte verortet, z.B. hat das Center for Geographic Analysis versucht über GIS Methoden historische Bücher zu digitalisieren. Diese Art der Digitalisierung ist dann ganz anders als das, was früher die klassischen Geographen gemacht haben. Wie man z.B. so etwas Trockenes wie den Schlachtverlauf der Schlacht von Gettysburg in den USA in einem GIS abbildet, in der dann der Bürgerkrieg sich drehte und General Lee verlor, warum der verlor. Und die These war, über diese Geo-Humanities-Karten konnte man es sehen: Er sah gar nicht so viel von den feindlichen Linien, wie er hätte sehen müssen, um andere Entscheidungen zu treffen. Und das kann man modellieren anhand dieser Aufzeichnungen. Man sieht es dann auch. Ich glaube das ist etwas wo die Forschung hingehen wird. Also richtige transdisziplinäre Projekte, noch mehr Journals wie Geo-Humanities, die solche Forschung auch einfordern werden. Und die Digitalisierung fördert das tatsächlich.

Judith Miggelbrink: Ich schaue mal in die Runde. Gibt es noch Wortmeldungen?

Person 5, Publikum: Vielleicht nur ganz schnell im Anschluss nur mal, was ich auch spannend finde zum Thema Digitalisierung ist auch, dass die praktisch dann vielleicht ein anderer Stellenwert für die Visualisierung bekommt, auch gerade im Bezug zur Geographie. Wenn man z.B. bedenkt was Big Data oder sowas, diese Stichworte hervorrufen und die-

ser Anspruch alles zu sammeln und da auch vielleicht ein ganzheitliches Bild zu visualisieren. Also dass man da auch immer mehr, dass sich praktisch die Bilder, wenn man denkt z.B. solche Bilder früher waren vielleicht eher Ausschnitte, also man hat versucht eine bestimmte Rahmung oder man hatte vielleicht eine Raum-Soziale Rahmung. Und wie sich dann diese Grenze praktisch entzweite, verschiebt durch Digitalisierung und dadurch, dass man vielleicht denkt, ja durch digitale Prozesse dann Algorithmen hat. Durch Algorithmen es vielleicht einfach wird, irgendwas wiederum darzustellen, figurativ oder sei es ein andere Tortendiagramm und vielleicht andere Bevölkerungsstatistiken oder so etwas wieder darstellen kann. Das erinnert mich, mir ist jetzt leider der Name entfallen, es gab ja dann einen ganz bekannten Aufsatz, wo jemand praktisch über den Flaneur geschrieben hat und dann auch über die Hochhausperspektive, vielleicht fällt jemandem der Name ein...

Peter Dirksmeier: de Certeau

Person 5 Publikum: Ja, de Certeau, danke. Und wo er dann auch die Problematik vom Standpunkt und [von] wo aus man beschreibt und wie man die Sachen kennenlernt, praktisch. Und da habe ich mich dann auch schon gefragt, inwieweit es vielleicht wieder für Methodiken der Visualisierung in der Geographie irgendwie interessant sein könnte, auch, also diese Verleitung, die man ja auch hat durch so eine ganzheitliche Visualisierung.

Judith Miggelbrink: Das war jetzt eher ein Kommentar als eine Frage. Möchte einer von euch darauf reagieren?

Antje Schlottmann: Vielleicht eher nochmal ein bisschen weiterführen. Mir fallen dann natürlich alle Arten, alle Möglichkeiten von Visualisierung im Zusammenhang mit Technik, Alltagstechnik auch ein. In Entwürfen, in SmartCity Konzepten einerseits, aber auch bis hin zum Navigationssystem und da ist der Forschungsbedarf natürlich immens in Bezug auf die Frage: was machen die Bilder mit uns. Inwiefern werden da Strukturen und Regeln vorgegeben, die wir gar nicht mehr in dem Sinne dann eben tatsächlich autonom beherrschen können.

Peter Dirksmeier: Vielleicht ganz kurz abschließend. Das führt vielleicht zu dem, was diese Visualität oder die Beschäftigung damit so spannend macht, diese Frage nach der Perspektive, die darin schwamm. Es gibt da diesen berühmten Aufsatz von, ich glaube es war Panofsky, Perspektive als symbolische Form, in dem er versucht die Perspektive in den gleichen Rang zu setzen wie den Mythos, die Sprache – wie es Cassirer vorher ausgearbeitet hat. Es ist ein System an Symboliken, wie wir die Welt wahrnehmen und wie wir denken. Wenn man das ernst nehmen würde, ich glaube, Panofsky galt lange als gescheitert in diesem Aufsatz, aber ich glaube, da steckt sehr viel Wahrheit drin. Wenn man das ernst nimmt, dann führt es einen eben auf ein Feld, das einfach ununterbrochen und immer weiter gehen wird. Weil es so ein komplexes Thema ist, was schon alleine die Perspektive aufwirft, die wir noch überhaupt nicht besprochen haben.

Judith Miggelbrink: Ja, vielen Dank. Wir sind am Ende unserer Zeit. Peter hat jetzt gerade bildlich nochmal den Trichter ganz weit geöffnet. Ich freue mich, dass wir so eine intensive Diskussion hatten. Ganz herzlichen Dank an euch Vier. Ihr habt das wirklich klasse gemacht. Danke an das Publikum, an die Fragen aus dem Publikum. Wir haben vieles angesprochen und natürlich ganz, ganz viel, furchtbar viel, im Dunkeln gelassen, vielleicht auch ganz viel Verwirrung an einigen Stellen erzeugt – ob es begriffliche Unschärfen waren, vielleicht in meinen Fragen, in dem was wir alles gestreift haben, [begriffliche Schärfen waren] gar nicht immer so gegeben. Das kann natürlich gar nicht Ziel von so einer Diskussion sein. Aber ich hoffe, dass ihr jetzt doch noch mal einen ganzen Schub an Anregungen bekommen habt, vielleicht auch Fragen jetzt aufgeworfen worden sind, die dann in den Diskussionsforen und in den ExperiSpaces fruchtbar sein können.

Literatur der SynPodiumsteilnehmer_innen

Peter Dirksmeier

Literatur, auf die in der Diskussion verwiesen wurde

- BARTHES, R. (1989): Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt/Main. (zum Zusammenhang von Photographie und Text).
- BOURDIEU, P. (1997): Verstehen. In: BOURDIEU, P. et al. (Hg.): Das Elend der Welt : Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens. Konstanz, S. 779-822. (zur symbolischen Gewalt in der Situation des (wissenschaftlichen) Interviews).
- DE CERTEAU, M. (1988): Kunst des Handelns. Berlin. (von der Fragestellerin angesprochen).
- DIRKSMEIER, P. (2016): Providing places for structures of feeling and hierarchical complementarity in urban theory: Re-reading Williams' The Country and the City. In: Urban Studies 53, Heft 5, S. 884-898. (enthält meine letzte selbsterstellte Abbildung).
- ETZEMÜLLER, T. (2007): Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert. Bielefeld. (kritische Kommentierung der Geschichte des Bevölkerungsdiskurses und der Sichtbarkeit von Bevölkerung in Abbildungen).
- GOULDNER, A. W. (1960): The Norm of Reciprocity: A Preliminary Statement. In: American Sociological Review 25, Heft 2, S. 161-178. (der Startmechanismus in Interaktionen).
- KIESERLING, A. (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt/Main. (zur Themengebundenheit von Interaktionen).
- MAUSS, M. (1990): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt/Main. (die Funktion der Gabe und die Regeln des Tausches).
- PANOFSKY, E. (1964): Die Perspektive als symbolische Form. In: OBERER, H. & E. VERHEYEN (Hg.): Erwin Panofsky. Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft. Berlin, S. 99-167. (Diskussion der Perspektive als Form der (Welt)Wahrnehmung).
- SMITH, N. (1987): "Academic War over the Field of Geography": The Elimination of Geography at Harvard, 1947-1951. In: Annals of the Association of American Geographers 77, Heft 2, S. 155-172. (historische Analyse der Abschaffung der Geographie an der Harvard-Universität).

Eigene Publikationen zum Thema (Auswahl)

- DIRKSMEIER, P. (2015): Bildbegriffe und ihre Reichweite zur Analyse von Gesellschaft-Raum-Verhältnissen. In: SCHLOTTMANN, A. & J. MIGGELBRINK (Hg.): Visuelle Geographien. Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern. Bielefeld, S. 195-208.
- DIRKSMEIER, P. (2013): Zur Methodologie und Performativität qualitativer visueller Methoden - Die Beispiele der Autofotografie und reflexiven Fotografie. In: ROTHFUß, E. & T. DÖRFLER (Hg.): Raumbezogene qualitative Sozialforschung. Wiesbaden, S. 83-101.
- DIRKSMEIER, P. (2012): The wish to live in areas with 'people like us': metropolitan habitus, habitual urbanity and the visibility of urban-rural differences in South Bavaria, Germany. In: Visual Studies 27, Heft 1, S. 76-89.
- DIRKSMEIER, P. (2009): Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. Bielefeld.
- DIRKSMEIER, P. (2007): Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken: Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie. In: ACME: An international E-Journal for Critical Geographies 6, Heft 1, S. 73-97.

Boris Michel

Literatur, auf die in der Diskussion verwiesen wurde

- ROSE, G. (2003): On the Need to Ask How, Exactly, Is Geography "Visual"? In: *Antipode* 35, Heft 2, S. 212-221. (der Klassiker feministischer Kritik zum Thema Geography und Visualität).
- BUNGE, W. (1988): Nuclear War Atlas. Oxford. (das letzte und ziemlich drastische Buch von William Bunge. Eine kartographische Auseinandersetzung mit dem Wettrüsten und den Folgen eines Atomkriegs. Daraus stammt die von mir benutzte Abbildung).
- DASTON, L. & P. GALISON (2007): Objektivität. Frankfurt. (erzählt die Geschichte wissenschaftlicher Objektivität durch eine Geschichte wissenschaftlicher Visualisierungen).
- HARLEY, J. B. (1989): Deconstructing the Map. In: *Cartographica* 26, Heft 2, S. 1-20. (weiterhin sicherlich der einflussreichste Text einer kritisch-sozialwissenschaftlichen Perspektive auf Karten und Kartographie und Grundlage einer kritischen Kartographie).

Eigene Publikationen zum Thema (Auswahl)

- MICHEL, B. (2013): Der Geographische Blick. Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte geographischer Visualitätsregime. In: *Geographische Zeitschrift* 101, Heft 1, S. 20-35.
- MICHEL, B. (2014): Sehen wie ein Geograph. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Blick darauf, wie Geographen zu Zeiten des Landschaftsparadigmas das Sehen lernten und wie dies dazu beitrug das geographische Selbst zu konstituieren. In: *Berichte. Geographie und Landeskunde* 88, Heft 1, S. 21-38.
- MICHEL, B. (2015): Geographische Visualitätsregime zwischen Länderkunde und Quantitativer Revolution. In: SCHLOTTMANN, A. & J. MIGGELBRINK (Hg.): Visuelle Geographien. Bielefeld, S. 209-224.

Antje Schlottmann

Literatur, auf die in der Diskussion verwiesen wurde

- ANTONIOU, A. (Hg.) (2015): Mind the Map: Creative Mapmaking and Cartography. Berlin. (Bilder Rekacevic).
- BAARS, R. & A. SCHLOTTMANN (2015): Taking Borders Elsewhere – The Political Performance of Phantom Borders in Central Germany. In: *Europa Regional* 22, Heft 3-4, S. 90-100. (Mitteldeutschland und die Unmöglichkeit selbstreflexiver Karten).
- BAARS, R. & A. SCHLOTTMANN (2015): Spatial Multidimensionalities in the politics of regions: Constituting the 'Phantom Region' of Central Germany. In: *Erdkunde* 69, Heft 2, S. 175-186. (Mitteldeutschland und die Unmöglichkeit selbstreflexiver Karten).
- JESSOP, B.; N. BRENNER & M. JONES (2008): Theorizing sociospatial relations. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 26, Heft 3, 389-401.
- JONES, M. (2009): Phase space: geography, relational thinking, and beyond. In: *Progress in Human Geography* 33, Heft 4, 487-506.
- MARSHALL, T. (2015): Die Macht der Geographie. Wie sich Weltpolitik anhand von 10 Karten erklären lässt. München.
- SACHS-HOMBACH, K. (2006): Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft. Köln.
- SACHS-HOMBACH, K. (2004): Wege zur Bildwissenschaft. Interviews. Köln.

- SACHS-HOMBACH, K. (2001): Bild und Prädikation. In: SACHS-HOMBACH, K. (Hg.), Bildhandeln. Interdisziplinäre Forschungen zur Pragmatik bildhafter Darstellungsformen (=Bildwissenschaft 3). Magdeburg, S. 55-76.
- SCHLOTTMANN, A. (2005): 2-Raum-Deutschland – alltägliche Grenzziehung im vereinten Deutschland. Oder: Warum der Kanzler in den Osten fuhr. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 79, Heft 2/3, S. 179-192. (Essay mit eigenem Comic).
- SCHLOTTMANN, A. (2008): Raum, Sprache, Stadt und Land. In: JÖCHNER, C. (Hg.): Räume der Stadt. Von der Antike bis heute. Berlin, S. 181-195. (Bild Springerstiefel).
- http://www.historisches-museum-frankfurt.de/index.php?article_id=849&clang=0 (Digitales Stadtmodell).

Eigene Publikationen zum Thema (Auswahl)

- NÖTHEN, E., A. SCHLOTTMANN & D. KANWISCHER (2015): BILD MACHT STADT. Eine Unterrichts Anregung zum kritisch-reflexiven Umgang mit alltäglichen Visualisierungen. In: *Geographie Heute* 36, Heft 324, S. 26-29.
- NÖTHEN, E. & A. SCHLOTTMANN (2015): Stadt in den Blick genommen. Ansätze zur Differenzierung beim Erwerb kritisch-reflexiver visueller Kompetenz. In: *GW-Unterricht* 139, Heft 3, S. 32-41.
- SCHLOTTMANN, A. (2007): Was ist Mitteldeutschland und wo liegt es? Eine etwas andere Länderkunde. In: *Geographische Rundschau* 59, Heft 6, S. 4-9.
- SCHLOTTMANN, A. (2008): Wie aus Worten Orte werden: Gehalt und Grenzen sprechakttheoretischer Sozialgeographie. In: *Geographische Zeitschrift* 95, Heft 1+2, S. 5-23.
- SCHLOTTMANN, A. (2009): „Endlich Platz!“. Zur Konstitution von Raumerlebnissen in der Werbung. In: DÖRING, J. (Hg.): Geo-Visiotype. Zur Werbegeschichte der Telekommunikation. MUK 170/171 Massenmedien und Kommunikation. Siegen, S. 35-70.
- SCHLOTTMANN, A. (2010): Erlebnisräume / Raumerlebnisse: Zur Konstruktion des "Draußen" in Bildern der Werbung. In WÖHLER, K.-H., V. DENZER & A. POTT: Tourismusräume. Zur soziokulturellen Konstruktion eines globalen Phänomens. Bielefeld, S. 67-88.
- SCHLOTTMANN, A. (2012): Reden vom Raum, der ist. Zur alltäglichen Notwendigkeit der Ontologisierung räumlicher Sachverhalte. In: JOHN, R., J. RÜCKERT-JOHN & E. ESPOSITO (Hg.): Ontologien der Moderne. Wiesbaden, S. 189-206.
- SCHLOTTMANN, A. (2013): Prosumieren im web 2.0: Das Ende des kritischen Konstruktivismus oder seine letzte Instanz? In: GRYL, I., T. NEHRDICH & R. VOGLER (Hg.): geo@web. Medium, Räumlichkeit und geographische Bildung. Wiesbaden, S. 93-110.
- SCHLOTTMANN, A. (2013): Sprache, Staat und Raum. Zur (Neu-)Erfindung von Nation aus sprachpragmatischer Perspektive. In: BELINA, B. (Hg.): Staat und Raum (=Staatsdiskurse 26). Stuttgart, S. 59-76.
- SCHLOTTMANN, A. (2013): Regionale Identitätsbildung – Bildung zur regionalen Identität. Eine Analyse der Konstruktion von Natur und Mensch im Schulbuch. In: BRAND, O., S. DÖRHÖFER & P. ESER (Hg.): Die konflikthafte Konstitution der Region: Kultur, Politik, Ökonomie (=Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis 17). Münster, S. 162-185.
- SCHLOTTMANN, A. & J. MIGGELBRINK (2009a): Visual Geographies – an Editorial. In: *Social Geography* 4, S. 1-11.
- SCHLOTTMANN, A. & J. MIGGELBRINK (2009b): Visuelle Geographien – ein Editorial. In: *Social Geography* 4, S. 13-24.
- SCHLOTTMANN, A. & J. MIGGELBRINK (Hg.) (2015): Visuelle Geographien. Produktion, Aneignung und Praxis der Vermittlung von RaumBildern. Bielefeld.

SCHLOTTMANN, A. & C. WUCHERPFENNIG (2015): Wirklichkeit und Wirkungsweisen von Bildern erforschen. In: KUCKUCK, M. & A. BUDKE (Hg.): Geographiedidaktische Forschungsmethoden. Münster, S. 136-164.

Jeannine Wintzer

Literatur, auf die in der Diskussion verwiesen wurde

- BOEHM, G. (2004): Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder. In: MAAR, C. & H. BURDA (Hg.): Iconic Turn. Köln, S. 28-43.
- BURRI, R. V. (2008): Bilder als soziale Praxis: Grundlegung einer Soziologie des Visuellen, in: *Zeitschrift für Soziologie* 37, Heft 4, S. 342-358.
- FUCHS, B. (2006): Narratives Bildverstehen. Plädoyer für die erzählende Dimension der Fotografie. In: MAROTZKI, W. & H. NIESYTO (Hg.): Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunstwissenschaftlicher und medienpädagogischer Perspektive. Wiesbaden, S. 207-225.
- WELTZIEN, F. (2011): Stillgestelltes Leben. Die Übersetzung von Natur ins Bild. In: GOCKEL, B. (Hg.): Vom Objekt zum Bild, Pikturale Prozesse in Wissenschaft und Kunst. Berlin, S. 189-213.

Eigene Publikationen zum Thema (Auswahl)

- WINTZER, J. (2016): „... Deutschlands Frauen bekommen so wenig Kinder wie fast nirgendwo in der Welt ...“. Normierungsprozesse durch Wissensproduktion oder Biopolitik als Praxis der deutschen Bevölkerungsforschung. In: HAMANN, J., J. MAEßE, V. GENGNA-GEL & A. HIRSCHFELD (Hg.): Macht in Wissenschaft und Gesellschaft. Diskurs- und feldanalytische Perspektiven. Heidelberg, S. 359-380.
- WINTZER, J. (2016): Metaphern der Bevölkerungsforschung. Wanderungswellen, Schrumpfungsprozesse, Schwundregionen. In: *Sprachspiegel* 72.
- WINTZER, J. (2015): ...wie in der folgenden Abbildung zu sehen ist ...die Nachvollsehbarkeit von Bevölkerung. In: SCHLOTTMANN, A. & J. MIGGELBRINK (Hg.): Visuelle Geographien. Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern. Bielefeld, S. 103-119.

Judith Miggelbrink (Moderation)

Literatur, auf die in der Diskussion verwiesen wurde

- TUAN, Y.-F. (1979): Sight and Pictures. In: *The Geographical Review* 69, Heft 4, S. 413-422.

Eigene Publikationen zum Thema (Auswahl)

- MIGGELBRINK, J. & F. MEYER ZU SCHWABEDISSEN (2005): „Wo der Standort trompetet, geht die Freiheit flöten“. Bilder interurbanen Wettbewerbs am Beispiel der Bewerbung Leipzigs zur Candidate City für die Olympischen Spiele 2012. In: *Social Geography* 1, Heft 1, S. 15-27.
- MIGGELBRINK, J. & A. SCHLOTTMANN (2009): Diskurstheoretisch orientierte Analyse von Bildern. In: GLASZE, G. & A. MATTISSEK (Hg.): Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Bielefeld, S. 181-198.